

## Aufsätze und Bücher.

### 1. Philosophische Gesamtdarstellungen und Sammelwerke. Geschichte der älteren und neueren Philosophie.

Gredt, J., O. S. B., *Elementa philosophiae aristotelico-thomisticae*. 2 Bde.: I. Logica, Philosophia naturalis; II. Metaphysica, Ethica. gr. 8<sup>o</sup> (XXII u. 502; XVI u. 470 S.) Freiburg 1937, Herder. Je *M* 6.40; geb. *M* 8.—. — Das Lehrbuch von G. erfreut sich wegen seiner thomistischen Grundhaltung und seiner didaktischen Vorzüge offenbar großer Beliebtheit, da es bereits in 7. Auflage erscheinen kann. Der Charakter des Werkes ist in dieser neuen Aufl. unverändert erhalten geblieben: Das überlieferte Lehrgut der im engeren Sinn thomistischen Schule wird klar dargelegt, leider ohne daß viel von einem Bemühen zu verspüren wäre, die Fruchtbarkeit des Thomismus für die Lösung der Fragen, die unsere Zeit bewegen, zu zeigen. Unseres Erachtens dürfte man diese so notwendige und schwierige Aufgabe aber nicht ganz der Eigenfötigkeit des Seminaristen überlassen. Eigentümlich ist dem Werk, zum Unterschied auch von den meisten streng thomistischen Lehrbüchern, die wieder dem Lehrgang der Alten angeglichene Aufeinanderfolge der philosophischen Teilgebiete. Obwohl dabei einiges von dem, was sonst in Kritik und Ontologie geboten wird, schon als „Logica praedicamentalis“ in der Logik erscheint, bleibt doch die große Unzutröglichkeit, daß in der Naturphilosophie die metaphysischen Prinzipien, von denen gerade die entscheidendsten Sätze abhängen, beständig ohne tiefere Erklärung und Begründung vorausgesetzt werden müssen. — In der neuen Aufl. sind die zahlreich beigegebenen Aristoteles- und Thomastexte in dankenswerter Weise überprüft und ihre Fundstellen aufs genaueste angegeben. Eine Überarbeitung und Erweiterung erfuhren einige der Gottesbeweise, ferner die Darlegung des Kausalitätsprinzips und der Lehre von Akt und Potenz; die reale Unterscheidung zwischen dem Akt und der beschränkenden Potenz wird genauer erklärt; dagegen bleibt leider die Begründung des so umstrittenen und, wie uns scheint, keineswegs evidenten Axioms „Ex duobus entibus actu non fit unum per se“ auf die üblichen formelhaften Wendungen beschränkt.

Philosophie et Sciences. Journées d'études, Louvain 24 et 25 sept. 1935 (Journées d'études de la société thom. 3). gr. 8<sup>o</sup> (210 S.) Juvisy [1936], Les éditions du Cerf. *Fr* 15.—. — Daß man dem inneren Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaften eine eigene Tagung widmet, ist bei der Verwickeltheit und Aktualität dieser Frage sehr zu begrüßen, besonders wenn das Problem so verhältnismäßig allseitig in Angriff genommen wird wie hier. Neben der Geschichte kam die Systematik zu Worte; neben der Physik wurden auch die Psychologie und (in ziemlichem Ausmaß) die Mathematik besprochen; mit den Philosophen arbeiteten namhafte Fachgelehrte der einzelnen Wissenszweige zusammen. Bemerkenswert ist die Aufgeschlossenheit, mit der man von thomistischer Seite der ganzen Fülle dessen entgegenkam, was die Wissenschaften zu Tage gefördert haben. Die Diskussion erhob sich stellenweise zu einer wirklich lebendigen, über verfestigte Formeln hinausdringenden Aussprache über die

einschlägigen Fragen. Trotzdem scheint uns, daß die Basis für eine *letzte* Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Wissenschaften noch nicht gefunden war. Dafür blieb das innere metaphysische Wesen der beiden Pole noch viel zu ungeklärt stehen. Manchmal konnte man sich sogar des Eindrucks nicht erwehren, daß aus zu geringem Verständnis für die Eigenständigkeit des philosophischen Fragens die Philosophie allzu sehr mit der Naturwissenschaft auf eine Stufe gestellt und vermengt, ja an sie ausgeliefert wurde.

Lotz.

Das Kausalproblem: II. internationaler Kongreß für Einheit der Wissenschaft zu Kopenhagen 1936 (Sonderdruck aus Erkenntnis 6). gr. 8<sup>o</sup> (S. 275—430). Leipzig 1937, Meiner. M 8.—. — Der „Wiener Kreis“, zu dem Carnap, Schlick, Phil. Frank gehören, folgt den philosophischen Gedanken Machs. Eigen ist ihm eine antimetaphysische Einstellung, Empirismus, methodische Benutzung der Logik und das Streben, alle Wissenschaften zu mathematisieren. Nach ihnen hat die Philosophie keine Stellung *über* den Wissenschaften. Ein Satz über Geistesvorgänge (Gedanke, Willen) ist äquivalent einem Satz, der ausschließlich von Körperbewegungen handelt. Im Kapitel über Physik entwickelt Bohr die Folgerungen, die sich aus der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik ergeben, wonach verschiedene Messungsarten scheinbar (!) widersprechende Ergebnisse liefern. Schlick schließt daraus, daß die Begriffe Ort und Geschwindigkeit nicht zugleich auf ein Atom anwendbar seien, daß solche Sätze sinnlos seien. (In Wirklichkeit sind nur beide nicht für denselben Zeitpunkt physikalisch meßbar). Lenzen betrachtet als Subjekt einer Beobachtung den Organismus, der selbst ein physisches Ding sei. (Aber doch vor allem ein erkennendes Wesen!). Gonseth bringt den guten Einwand, daß keine empirische Naturwissenschaft uns eine vollkommene Verwirklichung für den geometrischen Begriff der Graden liefern kann, was also die Wissenschaft der Geometrie in dieser Theorie ausschließen würde. Unter Biologie werden Versuche namhaft gemacht, die biologischen Tatsachen physikalisch zu erklären, mit der Tendenz, das finalistische Prinzip überflüssig zu machen. Im Kapitel Psychologie ist charakteristisch der Versuch des Behavioristen Tolman, die Stärke der Strebeakte durch die Zahl gewisser Handlungen zu messen; das erscheint ihm wertvoller als die Ergebnisse von Selbstbeobachtungen. Nach Boll liegt jeder Kausalität und Finalität ein Anthropomorphismus zu Grunde; beruht die Annahme der Willensfreiheit auf einer Selbsttäuschung. Im Schlußwort sieht Frank in der neuen Bewegung eine mächtige Strömung gegen die metaphysische Verzerrung der Wissenschaften. — Sicher ist es dem Philosophen nützlich, solche antiphilosophische Systeme kennen zu lernen.

Fröbes.

Sawicki, Fr., Der Sinn des Lebens (Katholische Lebenswerte 1). 6. neu bearb. Aufl. 8<sup>o</sup> (XI u. 330 S.) Paderborn 1937, Bonifacius. M 4.80. — Besondere Berücksichtigung in dieser 6. Auflage fanden die Wertphilosophie, die moderne Lebensphilosophie, die Existenzphilosophie und die Probleme des Gemeinschaftslebens. So ist das verdienstvolle Werk den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt. Eines ist aus den früheren Auflagen geblieben: eine abgeklärte Ruhe, die der Mensch von heute vielleicht bewundert, aber nicht unbedingt als sein Ideal anerkennt.

Beumer.

Bocheński, Fr. I. M., O. P., *Elementa Logicae Graecae*. 8<sup>o</sup> (122 S.) Rom 1937, Anonima Libraria Italiana. L 8.— Die Schrift will ein Hilfsmittel zum Lehrgang der Logik an thomistischen Schulen sein, der auf die Lesung der *Summa theologiae* vorbereitet. Sie bietet, ähnlich wie Trendelenburgs *Elementa Logicae Aristotelicae*, die aristotelischen Logiktexte in griechischer und lateinischer Sprache, in der Anordnung, die in den Lehrbüchern der Logik gebräuchlich ist. Außerdem sind Texte aus Theophrast, den Stoikern und Porphyrius aufgenommen. Nink.

Buchmann, K., *Die Stellung des Menon in der Platonischen Philosophie* (Philologus, Supbd. 29, 3). 8<sup>o</sup> (VIII u. 102 S.) Leipzig 1936, Dieterich. M 6.—; geb. M 7.50.— Der Grund für die starke Beachtung des Menon in der Philosophie ist das scharfsinnige Fragespiel, wodurch Sokrates aufweist, daß die grundlegenden Sätze der Geometrie im Geist eines ungebildeten Sklaven wirksam da sind, auch ohne, daß dieser sich dessen bewußt ist. Dieser für die Geschichte der Philosophie des „a priori“ so bedeutsame Aufweis ist gleichermaßen wichtig für das Verstehen Platons überhaupt; denn der Dialog offenbart recht Bemerkenswertes über wichtige Entwicklungen der Kunst und Gedankengänge Platons. B. vergleicht in ihrer eingehenden Arbeit Form und Inhalt des Menon mit früheren Dialogen und zeigt, wie die „aporetische“ Methode, die in den früheren Dialogen so viele Schüler des Sokrates in Verwirrung brachte, nun zu dem sehr wertvollen und fruchtbaren Postulat der „Formen“ führen hilft, die dann im Phädon, Staat usw. die transzendente metaphysische Grundlage seiner Erkenntnis- und Sittenlehre werden. Die Ausführungen, wie die im Menon erkennbare Entwicklung Grund für Platons reifere Gedanken ist, sind sehr anregend, bieten eine wissenschaftlich gut belegte Auseinandersetzung mit der jüngsten Platonliteratur und sind wertvoll und originell. — Vielleicht wird in der Ideenlehre eine Gegensätzlichkeit der Entwicklungsstufen ein wenig überbetont, wenn B. sagt, daß im Menon die Formen „in den Dingen“ sind — was zu aristotelisch klingt —, während sie im Phädon „getrennt“ und „für sich bestehend“ sein sollen, — was zu platonisch wäre, als daß man es recht glauben könnte. Im Gegenteil! Wenn Platon im Phädon und sonst das Problem der Materie und Form behandelt, schwankt sein Ausdruck zwischen μέθεξις, μίμησις, παρείναι, was sehr zu beachten ist. Ferner scheint die Tatsache, daß die Ideen in den Dialogen der letzten 20 Jahre Platons völlig verschwinden (ausgenommen ein Hinweis von Seiten eines Pythagoräers im Timäus), darauf zu deuten, daß Platon das Problem der participatio — imitatio nie entschieden hat. Ja er selbst kritisierte zu allererst seine eigene Theorie im Parmenides. Vielleicht würde es sich für jeden, der die Stellung des Menon in der Gesamtstruktur des Platonischen Denkens bestimmen will, lohnen, die Ausführungen Burnets und Taylors zu diesem Punkt mehr mit zu berücksichtigen. Smyth.

Schmid, W., *Epikurs Kritik der platonischen Elementenlehre* (Klass.-philol. Studien 9). 8<sup>o</sup> (64 S.) Leipzig 1936, Harrassowitz. M 4.—. — Den Anfang des 14. Buches der Schrift des Epikur, *Περὶ φύσεως* legt Schmid unter Benutzung des Nachlasses von Sudhaus, der eine Ausgabe des ganzen Werkes plante, in neuer Bearbeitung vor. Die Vermutung von Gomperz, es handle sich in diesen Bruchstücken um eine Auseinandersetzung Epikurs mit der platonischen Elementenlehre, dürfte durch die eingehende, wert-

volle Erklärung, die dem Texte folgt, in der Hauptsache bestätigt werden. Sehr lehrreich ist dabei auch die Beobachtung, daß manches in Epikurs Ausführungen auf Aristoteles *De caelo* hinzuweisen scheint. Für die oft überaus mühsame Arbeit, welche die Herausgabe und Verbesserung eines Textes aus so zerfetzten Papyri macht, gebührt S. alle Anerkennung. Auch die Erläuterung ist eine beachtliche Leistung. Nicht ohne Bedenken wird man indes die Behauptung hinnehmen, Aristoteles und Epikur deuteten die Lehre Platons falsch. Ob man Fr. J. col. I 5 das Wort παραθέσεις doch nicht im Sinne der Mischungslehre, bei der es eine wichtige Rolle spielt, nehmen muß? Vgl. Z. 15 μετῆσαι und Proclus, In I Euclid. p. 164, 4. Kutsch.

Aristote, Organon III: Les Premiers Analytiques. Nouvelle traduction et notes par J. Tricot. 8° (X u. 373 S.) Paris 1936, Vrin. Fr 40.— J. Tricot, der schon zu mehreren Schriften des Aristoteles Übersetzungen in der Sammlung Bibl. des Textes Philos. veröffentlicht hat, läßt jetzt die Übertragung der I. Analytik folgen. Zahlreiche Anmerkungen sind beigefügt, um den oft sehr schwierigen Gegenstand verständlicher zu machen. Mit Recht gab der Übersetzer an vielen Stellen dem Text Bekkers den Vorzug vor dem von Waitz. Den neuen wertvollen Zeugen der Überlieferung, der uns in der syrischen Übersetzung Georgs, des Araberbischofs, vorliegt, konnte T. noch nicht heranziehen; vgl. darüber *Orientalia* 6 (1937) 303. — Ein Bedenken ersterer Natur wird man auch gegenüber dieser jüngsten Übersetzung der Analytik äußern müssen. Seit der Jahrhundertwende nämlich haben sich unter dem Einfluß der mathematischen Forschung die Anschauungen auf logischem Gebiet nicht unwesentlich geändert. Diesen Wandel darf keine Arbeit an den logischen Schriften des Stagiriten übersehen. Gerade an die I. Analytik trat vom Standpunkt der modernen Logistik aus A. Becker, ein Schüler von H. Scholz, heran in seiner Dissertation: Die Aristotelische Theorie der Möglichkeitsschlüsse (1933); vgl. auch die vorzügliche Kritik und Ergänzung von O. Becker, *DLitZeit* (1935) 581 ff. A. Becker suchte eine Reihe Stellen wesentlich anders, als es herkömmlichem Brauche entsprach, zu deuten, andere behandelte er textkritisch; beides Dinge, die für eine Übersetzung nicht ohne Belang sind. Kutsch.

Jochem, O., Scholastisches, Christliches und Medizinisches aus dem Kommentar des Theophilus Korydalleus zu Aristoteles' Schrift von der Seele. 8° (79 S.) Dissertation. Gießen 1935. — Vorstehende schöne Arbeit bringt eine ganz gute Auswahl beachtenswerter Stellen aus dem Kommentar des Theophilus Korydalleus, eines Griechen des 17. Jahrh., zu Aristoteles, *De anima*. Die Texte sind einer griechischen Handschrift entnommen, die Prof. Kalbfleisch der Gießener Universitätsbibliothek geschenkt hat. Lücken wurden nach einer Pariser Handschrift ergänzt. Mit der philosophiegeschichtlichen Stellung dieses späten Aristotelikers beschäftigt sich der Herausgeber in den der Textauswahl folgenden Untersuchungen, für die er das einschlägige Schrifttum aus dem philologischen wie scholastischen Gebiete herangezogen hat. Theophilus besaß eine ausgedehnte Belesenheit. Er kannte die lateinische Scholastik, den Averroes, die griechischen Erklärer. Unter letzteren nennt er auch den Neuplatoniker Marinus. Auf diesen dürften die Ausführungen über den *intellectus agens* S. 19, 10 ff., besonders der Vergleich mit den Gestirngeistern, zurückgehen.

Diese Auslegung legt der Zusammenhang nahe und sie läßt sich durchaus mit der Ansicht des Marinos bei Philoponus, *In de anima* p. 535, 5ss. Hayduck vereinen. Vielleicht würde eine genaue Durcharbeitung des ganzen Kommentars des Theophilus noch weitere lehrreiche Einzelheiten dieser Art bringen, die auch in der Frage der Übermittlung dieses Sondergutes weiter helfen könnten.

Kutsch.

\* \* \*

Le Moine, A., *Des vérités éternelles selon Malebranche*. gr. 8<sup>o</sup> (292 S.) Paris 1936, Vrin. *Fr* 25.— — Ders., *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois suivi de l'Avis au lecteur par Malebranche, avec une introduction et des notes*. gr. 8<sup>o</sup> (120 S.) Paris 1936, Vrin. *Fr* 10.— — Der Verf. erkennt nicht die starke Abhängigkeit Malebranches von Descartes; er will aber vor allem den schon früher von Blondel hervorgehobenen „Antikartesianismus“ Malebranches herausarbeiten. Dieser Gegensatz zu Descartes zeigt sich namentlich in der Lehre von den „ewigen Wahrheiten“. Nach Descartes sind diese Wahrheiten von freien Willensdekreten Gottes abhängig und werden von uns durch Analyse eingeborener Ideen erkannt. Malebranche sieht klar, daß so die Notwendigkeit in reine Tatsächlichkeit umgewandelt wird, trotz der Unveränderlichkeit der Dekrete Gottes. Er setzt der Lösung Descartes' seine eigene entgegen, die sowohl die Unabhängigkeit Gottes wie die unbedingte Notwendigkeit der „ewigen Wahrheiten“ sichern will: Die Wahrheiten sind mit den Ideen gegeben, die letztlich die göttliche Wesenheit selber sind, insofern diese durch Geschöpfe nachahmbar ist. Unser Geist schaut in Gott einen Teil dieser Ideen, so die „intelligible Ausdehnung“, die Zahlen, die allgemeinsten ontologischen Ideen. Durch Vergleich dieser Ideen entdecken wir ihre gegenseitigen Beziehungen nach Größe und Vollkommenheitsgrad, und eben diese Beziehungen sind die „ewigen Wahrheiten“. Der Verf. zeigt dann weiter, wie die Lehrunterschiede zwischen Descartes und Malebranche im Gegensatz ihrer ganzen seelischen Haltung begründet sind. Descartes' Denken bleibt im Tiefsten stets naturalistisch eingestellt; es geht ihm letztlich um die Begründung der für das Leben im Diesseits so nützlichen Erfahrungswissenschaft. Bei Malebranche dagegen zielt alles auf die Gotteserkenntnis. Trotz seiner Lehre von der Gottesschau ist aber zu sagen: Er sucht diese Erkenntnis nicht auf mystischen, sondern auf streng methodisch-rationalen Wegen; seine Philosophie ist eher als Rationalismus denn als Mystizismus zu kennzeichnen, aber als theozentrischer Rationalismus. — Außer dieser sorgfältigen und aufschlußreichen Untersuchung gibt uns M. eine Neuausgabe der oben angezeigten Alterschrift Malebranches, die in der Malebranche-Ausgabe von Genoude und Lourdoueix (1837) fehlt. Der Dialog, von Malebranche auf Bitten eines China-Missionärs gegen die Irrtümer der chinesischen Philosophie geschrieben, bietet eine kurze Zusammenfassung seiner Lehre über Gottes Dasein und Natur. In dem beigedruckten „Avis au lecteur“ verteidigt sich Malebranche gegen die Kritik eines Jesuiten, die aus der irrigen Voraussetzung heraus geschrieben war, Malebranche wolle mit seiner Schrift in jesuitenfeindlichem Sinn in den schwebenden Ritenstreit eingreifen.

de Vries.

Struck, W., *Der Einfluß Jakob Boehmes auf die englische Literatur des 17. Jahrhunderts* (Neue Deutsche Forschungen. Abt. Englische Philologie 6). 8<sup>o</sup> (262 S.) Berlin 1936, Junker u. Dünn-

haupt. *M* 10.— Die umfangreiche Untersuchung ist das Ergebnis einer Rostocker Preisaufgabe der Jahre 1932/33. Auf Grund eingehenden Quellenstudiums in englischen Bibliotheken versucht der Verf. die vielverschlungenen Wege Böhmeschen Einflusses auf die englischen Denker des 17. Jahrhunderts darzulegen. Der Ausdruck „Englische Literatur“ im Titel des Werkes muß dabei sehr weit gefaßt werden. Handelt es sich doch vor allem um das religiöse und naturphilosophische Schrifttum, das sich für den Nachweis als besonders fruchtbar erwies. Die Literatur im landläufigen Sinne ist von der Böhmebewegung fast unberührt geblieben. — Man wird es dem Verf. hoch anrechnen müssen, daß er bei seinen Untersuchungen mit Umsicht und Zurückhaltung zu Werke geht und die vielfältigen neuplatonischen Parallelgedanken, die auf mancherlei Wegen in das religiöse Denken dieser Zeit eindringen, von dem klar erkennbaren Einfluß Böhmes sorgfältig abhebt. Die independentistischen Kreise, die den presbyterianischen Calvinismus als unbefriedigend empfanden und sich nach wahrer innerer Religiosität sehnten, nahmen damals begierig auf, was an religiös-mystischen Anregungen vom Ausland her eindrang. So überrascht es nicht, daß mit der religiösen Hochspannung der Commonwealthperiode, mit ihrer millenaristischen Hoffnung, ihrem Prophetentum, ihrer enthusiastisch-mystischen Haltung auch ein fühlbarer Einfluß Böhmeschen Ideengutes einsetzt. Das gilt nicht nur für die Böhmen, deren Gemeinschaft auf dem philosophisch-mystischen Denken Böhmes gründete, sondern auch für die Quäker und den Platonikerkreis von Cambridge. Und selbst da, wo aus den Reihen der Quäker gegen die Böhmen argumentiert wird, handelt es sich nicht notwendig um einen Gegensatz zu Böhme selbst, sondern bisweilen, wie im Falle Anderdons, um das Bemühen, den Philosophus Teutonicus vor böhmistischer Verfälschung zu bewahren. Beachtung verdient die Art, wie sich die Engländer aus ihrer lebensnahen ethischen Einstellung heraus mit der Lehre Böhmes über den Ursprung des Bösen auseinandersetzen, wie sie in ihrer Art versuchen, die metaphysische Macht des Übels in ihrer ganzen Bedeutung zu wahren, ohne dabei ihre Überzeugung von der Unwandelbarkeit göttlicher Liebe und von der freien Entscheidung des menschlichen Willens drangeben zu müssen. Der stärkste Einfluß macht sich allerdings auf naturphilosophischem Gebiete geltend, und auch hier werden Vertreter aller Richtungen erfaßt: die Rosenkreuzer mit ihrer geheimnisvollen Symbolistik, die Quäker, Böhmen, Philadelphier und Cambridger Platoniker. Unter den letzteren steht der bekannte Henry More der Böhmeschen Naturphilosophie am nächsten. — Begrüßenswert ist der einleitende Abschnitt über Böhmes Stellung im Rahmen einer Geistesgeschichte seiner Zeit. Mit großem Geschick hat St. die fast unübersehbare Einzelliteratur zu einer klaren, aufschlußreichen Studie verarbeitet. Leider wird die Lektüre des Werkes durch den geballten Periodenstil auf weite Strecken hin qualvoll erschwert. — Auf S. 104 Anm. 86 muß es wohl Reinhold (statt Richard) Seeberg heißen.

Karp.

Haering, Th., Der tragische Kant: ZDKulturph 3 (1937) 113—140. — Einleitend bemerkt H., daß jeder große Philosoph nach zwei Rücksichten hin zu betrachten sei. Der Typus seines Philosophierens, wie er selbst ihn anstrebte und durchführte, geht als unverlierbares Erbe in die Geschichte ein. Daneben aber muß man auch auf jene dem Typus eigentlich fremden Motive, auf

die Bruchstellen und das Versagen schauen, die nur aus dem Charakter und den persönlichen Verhältnissen des philosophierenden Menschen erklärt werden können. Bei Kant besteht so nach H. eine Scheu, Metaphysik in irgendeiner Form zuzulassen; auch da, wo sein System keine solche Ablehnung erforderte, wird sie von Kant heftig abgelehnt. Das komme daher, daß Kant im Grunde Metaphysiker ist und sich daher den Verzicht auf die Metaphysik hat abringen müssen. Irgendein persönliches Erlebnis muß die Neigung zum Verzicht und dessen hohe Einschätzung veranlaßt haben. Tragisch ist dies zu nennen, weil der Verzicht überflüssig und unmöglich war, wie auch die gleich einsetzende Entwicklung und einzelne ganz metaphysische Annahmen bei Kant selber zeigen. Methodisch ist die Ansicht von H. berechtigt und in manchen Fragen fruchtbar. In Einzelheiten könnte aber die vorausgehende Entwicklung und der gewählte Ausgangspunkt noch Erklärung bieten, wie z. B. für das Belassen eines Dinges an sich der bisherige Realismus und der Ausgang von der physikalischen Methode, für die das Sein ihres Gegenstandes gleichsam unentschieden am Horizonte bleibt.

Brunner.

Hoffmeister, J., Dokumente zu Hegels Entwicklung (Texte u. Forschungen z. dt. Phil. 2). 8<sup>o</sup> (XII u. 476 S.) Stuttgart 1936, Frommann. *M* 10.—; geb. *M* 12.—. — Für das Verstehen eines Genies bietet immer sein Werden reiche Aufschlüsse. Bei Hegel tritt uns das reife Werk des Philosophen so geschlossen und in sich gerundet entgegen, daß es nicht ganz leicht fällt, seine Ursprünge aufzudecken. Um so willkommener ist uns die Dokumentensammlung von H., die uns den Niederschlag der einzelnen Entwicklungsphasen, so weit er auf uns gekommen ist, in zuverlässiger Weise und in bequemer Zusammenstellung zugänglich macht. Gewiß war der größte Teil der Texte bereits früher veröffentlicht; doch waren bei ihnen Hunderte von Fehlern zu beseitigen und eine ganze Reihe von sachlichen Richtigstellungen (in Anmerkungen) vorzunehmen. Außerdem konnte H. nicht unbedeutende Texte zum ersten Mal veröffentlichen; so bietet der ganze Abschnitt aus der Tübinger Studienzeit neues Material. Auch über Inhalt, Sinn und Charakter der verlorenen Schriften wird mancher wertvolle Hinweis versucht. Schließlich gehen die Ausgabe und ihre Anmerkungen darauf aus, den Anschluß Hegels an die Tradition des 18. Jahrhunderts sichtbar zu machen, der bisher noch viel zu wenig erforscht worden ist. Erst indem er sich die Welt des Geistes, in die er hineingeboren war, zu eigen machte, wurde er befähigt, in seinem System eine neue Gestalt des Geistes heraufzuführen.

Lotz.

Augustin, G., Nietzsches religiöse Entwicklung. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 126 S.) Stuttgart 1936, Kohlhammer. *M* 5.40. — Die Arbeit ist W. Hauer, dem Begründer des Deutschen Glaubens, gewidmet und hat die praktische Zielsetzung, Nietzsches Gedanken für die Zukunft des deutschen Volkes nutzbar zu machen. Der bisherige Ertrag der Literatur wird erst im Anhang gegeben. Unter Religion versteht Verf. das, was einem Menschen oder einer Menschengruppe im Einbezogensein in ein Letztes, Allumfassendes, Wirkliches zum innersten eigentlichen Anliegen wird. Für alle Perioden der Entwicklung Nietzsches werden aus seinem Schrifttum charakteristische Zeugnisse gesammelt, die den Wandel der religiösen Anschauungen dokumentieren. Recht eindrucksvoll sind die Bekenntnisse aus der Jugendzeit bis zur endgültigen Lösung vom Christentum. Der Wiederkunftsgedanke tritt beim späteren

Nietzsche zurück! Ein Schlußabschnitt betont nochmals seine Gedanken des Selbstes und die Entwicklung des Begriffs der Religion als Bestätigung der dargelegten Entwicklung. Die Schwierigkeit einer einheitlichen Nietzsche-Interpretation gilt in verstärktem Maße auch für das Problem der Religion. Nietzsche hat an Stelle der christlichen Religion ein Phantom gesetzt und sein Schaffen als Glauben und Religionsersatz empfunden. Schuster.

M a r g e n b u r g, E., Charles Péguy. Ein Beitrag zur Geschichtsphilosophie, Kulturkritik und Gesellschaftslehre im gegenwärtigen Frankreich (Romanische Studien 42). gr. 8<sup>o</sup> (81 S.) Berlin 1937, Emil Ebering. M 3.60. — In drei Kapiteln werden Péguy's Auffassung von der Geschichte, seine Anschauung von der Gesellschaft und seine Stellung zu Rousseau besprochen. Péguy lehnt tote Historiographie ab und verlangt lebendiges geschichtliches Bewußtsein. In seiner Gesellschaftslehre ist besonders seine noch stark utopische Jugendschrift „Marcel“ herangezogen. Péguy ist antimarxistischer Sozialist. Endlich finden sich bei Péguy und Rousseau manche gleiche Auffassungen im Einzelnen, die aber innerhalb des Ganzen je eine andere Stelle und Bedeutung erhalten. Unmittelbarer Einfluß Rousseau's scheint nicht vorzuliegen. Am Schluß werden ein vollständiges Verzeichnis der Veröffentlichungen in den von Péguy herausgegebenen „Cahiers de la Quinzaine“ und ein ziemlich ausführliches Literaturverzeichnis beigelegt. Es ist nur schade, daß die eigenartige Persönlichkeit von Péguy in der Darstellung gar nicht zur Geltung kommt. Brunner.

N a d l e r, K., Idee und Wirklichkeit des Lebens bei C. G. Carus: ZDKulturph 3 (1937) 141—165. — Die Arbeit gibt einen guten und verständlichen Überblick über die Hauptlinien der Lebensphilosophie von Carus. Sie wird vor allem gegen die Lebensphilosophie von Klages abgehoben. Bei Carus besteht kein Gegensatz zwischen Leben und Geist, Gefühl und Erkenntnis. Das Leben ist der dunkle, fruchtbare Grund, aus dem die ganze Wirklichkeit in allen ihren Formen durch eine Art spiralförmiger Höherentwicklung ausstrahlt. In immer wechselnden Gestalten offenbaren sich die dynamisch aufgefaßten Ideen. Die ganze Philosophie ist in eine religiöse Atmosphäre eingetaucht. Brunner.

## 2. Literar- und Ideengeschichte der Scholastik. Eckhart-Forschung.

C h e n u, M. D., Les „Philosophes“ dans la philosophie „chrétienne médiévale: RevScPhTh 26 (1937) 27—40. — Ch. liefert hier einen Beitrag zur Wortbedeutung der „philosophi“ im 13. Jahrhundert. Im Anschluß besonders an Albert, der hier von großer Bedeutung ist, zeigt Ch., daß man in jener Zeit unter „philosophi“ die heidnischen Philosophen im Gegensatz zu den „sancti“, den Lehrautoritäten der Kirche, verstand. Die Beispiele sind mit Absicht so gewählt, daß sie den tiefen Unterschied zwischen heidnischer Philosophie, der kein Glaubenslicht den Weg des Forschens zeigt, und christlicher Philosophie klar erkennen lassen. Dieselbe Bedeutung von „philosophi“ ist mir mehrfach in den Quästionen um Alexander von Hales begegnet. Nur ein Beispiel. Stephan von Poligny sagt: Hec opinio [de connexione virtutum] primo vertebatur inter philosophos. Queritur ergo utrum esset hoc verum secundum philosophos. Die „philosophi“ sind ihm hier neben dem „philosophus“ die „stoyci“. Pelster.

Lehmann, P., Blätter, Seiten, Spalten, Zeilen: Zentralblatt f. Bibliothekswesen 53 (1936) 333—361, 411—442. — L. legt hier dank seiner unvergleichlichen Sachkenntnis und Beherrschung eines überaus weitschichtigen Materials die Grundlagen für eine Geschichte der Blatt-, Seiten-, Spalten- und Zeilenzählung im M.A. Die Untersuchung ist ein Beispiel dafür, wie aus der Beobachtung von zahllosen Kleinigkeiten, die man bei der auf anderes gerichteten Forschung leider gewöhnlich übersieht, etwas kulturgeschichtlich ungemein Interessantes und für weitere Untersuchungen sehr Wichtiges herauswachsen kann. Wer hätte z. B. gedacht, daß es schon im 13. Jahrhundert alphabetisch geordnete Sachverzeichnisse mit Angabe der Kolumne oder gar Zeilenzählung nach 5 gab, oder daß eine bestimmte Art der Blattzählung oder die Paginierung wichtige Hilfsmittel für die Bestimmung der Herkunft einer Hs sind? L. geht vom Brauch des klassischen Altertums aus, verfolgt besonders die verschiedenen Bedeutungen und die strittige Etymologie von pagina — hier hätte auch das mittelalterliche divina pagina = sacra scriptura (12. Jahrh.) erwähnt werden können — verfolgt die verschiedenen Arten der Blattzählung, die seit dem 12./13. Jahrh. immer häufiger vorkommt, zeigt, wie entgegen der bisher geltenden Ansicht die Seitenzählung schon im 13. Jahrhundert sich findet und daneben eine Kolumnenzählung. Das alles mit einer Fülle von Belegen aus den verschiedensten Bibliotheken Europas. Das sorgfältige Studium dieser hervorragenden Arbeit, die im Rahmen dieser Zeitschrift nur kurz angezeigt werden kann, wird auch jedem, der sich mit Hss mittelalterlicher Theologen und Philosophen beschäftigt, auf viele Dinge aufmerksam machen, die ihm von großem Nutzen sein können. Das Auge des alle Kleinigkeiten beobachtenden Naturforschers ist auch für den Historiker eine wertvolle Gabe. — Es sei noch eine Kleinigkeit bemerkt. In dem von L. mehrfach angeführten Cod. Bodl. 200 findet sich öfter das Wort *stronum* im Sinn von eingeschobenes Blatt z. B. f. 340<sup>r</sup>: *Hic intrabit VIII. stronum et sic incipit: Potest autem alio modo sumi fructus; f. 96<sup>v</sup>: Hic deficit una columnna ad istud signum C; queratur signum exterius 1. stronum.* Nach der Lesung der Arbeit Lehmanns frage ich mich, ob die gerade in Oxford um 1250 ausgebildete außergewöhnliche Kunst und Genauigkeit vielleicht auf griechischen Einfluß zurückgeht (Grosseteste). Pelster.

Lehmann, P., Skandinaviens Anteil an der lateinischen Literatur und Wissenschaft des Mittelalters. 1. Stück (Sitzungsber. der Bayer. Ak. d. Wiss. Philos. Abt. 1936, 2). 8<sup>o</sup> (76 S.) München 1936, Beck. M 4.80. — L., der sich seit Jahrzehnten um die Erschließung der geistlichen und weltlichen Literatur des lateinischen Mittelalters unvergängliche Verdienste erworben hat, dehnte in den letzten Jahren seine Untersuchungen auf den bisher in Deutschland etwas vernachlässigten Norden aus und zeigt jetzt, wie Christentum und lateinische Kultur in Verbindung mit urwüchsiger Volkskraft auch dort die schönsten Früchte gebracht hat. Anfangs wirkten zumal angelsächsische Kulturströmungen und Bildung ein, im 12. und 13. Jahrhundert überwog französischer, zumal Pariser Einfluß, neben den im späteren Mittelalter ein stärkerer deutscher Einschlag und ausgesprochene Verselbständigung traten. Letztere fand im Kreis um die hl. Brigitta und ihre Gründung Vadtstena den besten Ausdruck. Die Beziehungen zur Scholastik, die uns besonders interessieren, beginnen schon im 12.

Jahrhundert. Der große Erzbischof Absalon von Lund (1179—1201) hatte in Paris die Anregungen für seine Reform des kirchlichen Lebens und Lehrens empfangen. Aus seinem Kreis gingen Andreas Suneson und der große Geschichtsschreiber der Dänen Saxo Grammaticus hervor. L. macht auf das Hexaëmeron des Suneson besonders aufmerksam, ein in Versen geschriebenes Handbuch der Dogmatik des 12. Jahrhunderts, das auf dem Lombarden, Petrus Comestor, Petrus von Poitiers und Petrus Cantor aufbaut. Später haben besonders Dominikaner an der Vermittlung scholastischen Wissens für den Norden regen Anteil genommen. Der Rotulus pugillaris des Augustinus von Dacien, eine Übersicht über die Theologie, wurde neuerdings von A. Walz herausgegeben. Tullius Dacus schrieb einen Tractatus de potentiis animae. In der Hagiographie ist Petrus von Dacien durch seine Biographie der Christine von Stommeln berühmt geworden. Eine Summa de ministris et sacramentis ecclesiae und eine Beichtpraxis Suffragium curatorum sind Werke des Laurentius Olavi. In der Pariser Artistenfakultät machte sich der Siger von Brabant und dessen Averroismus nahestehende Boethius von Dacien, dessen literarischer Nachlaß zumal durch Grabmann bekannt geworden ist, einen Namen, später auch ein Johannes und Nikolaus von Dacien. L. geht auch auf die hochstehende Hymnendichtung des Nordens ein und schließt mit dem großartigen literarischen Wirken und Einfluß der hl. Brigitta und ihres Kreises. Der Kirchen- und Literaturhistoriker erhält so eine vorzügliche Einführung in Gebiete, die ihm meistens ferner liegen. Pelster.

Landgraf, A., Untersuchungen zu den Paulinenkommentaren des 12. Jahrhunderts: *RechThAncMéd* 8 (1936) 253—281; 345 bis 368. — Denifle hatte unter Nr. 17 seines Werkes: *Die abendländischen Schriftausleger* (S. 37) auf einen Paulinenkommentar, der einem Johannes („*Gratia Dei*“) und anderwärts Radulf von Laon zugeschrieben war, mit gemeinsamen Incipit des Römerbriefes hingewiesen. L. zeigt nun an Hand einer Reihe weiterer von ihm gefundener Hss, daß es sich um verschiedene Kommentare handelt, die jedoch teilweise übereinstimmen. Wir haben also eine gemeinsame Gruppe, deren Kommentatoren voneinander nahmen und einander gaben. Es ergibt sich damit für die exegetische Tätigkeit das gleiche Bild, wie es jüngst L. überzeugend für die Quästionenliteratur des 12. Jahrhunderts nachwies (vgl. *Schol* 11 [1936] 439 f.) und der Rezensent es für die Schule Anselms von Laon und Wilhelms von Champeaux (vgl. *Das Schrifttum . . . BeitrPhThMA* 33, 1—2) und die *Summa sententiarum* Ottos von Lucca im Kreis der systematischen Werke zeigte. Mit Recht verlangt daher L. für die Zukunft bei der Initienangabe der Kommentare genauere Auskunft über den Beginn der einzelnen Briefe. Daß diese Gruppe eng mit Radulf von Laon zusammenhängt, erscheint gesichert. Man wird daher den Wert dieser mühsamen Untersuchung für die Erkenntnis der Methode der Frühscholastik nicht hoch genug einschätzen können — ganz abgesehen von der Erweiterung der Handschriftenkenntnis, die L. bietet. — Es ist schade, daß es bei solchen Arbeiten so schwer ist, die Darstellung übersichtlich und systematisch zu gestalten, besonders bei einem Artikel, der keine Inhaltsverzeichnisse bietet. Sonst würde der tatsächliche Einfluß weit gesteigert, der so jedenfalls unmittelbar nur auf einen ganz kleinen Kreis engster Fachleute beschränkt bleibt. Weisweiler.

Landgraf, A., Neue Funde zur Porretanerschule: *CollFranc* 6 (1936) 353—365. — In Fortsetzung seiner Studien zur Schule Gilberts de la Porrée veröffentlicht L. zwei Römerbriefkommentare, die Gut der Schule enthalten: Cod. C. 57 der Bibl. Vallicelliana zu Rom und Cod. lat. Ottob. 86 der dortigen Vaticana. Der erstere ist porretanisch z. B. in der Frage Gottes als Urheber der Sünde, in den Darlegungen über den Begriff des Guten und der malitia. Er hängt mit dem Kommentar der Schule in Cod. lat. 686 der Pariser Nationalbibl. zusammen; am Ende wird er sogar zu einer bloßen Auswahl aus diesem. L. meint daher, daß der Verf. ursprünglich unter Benutzung des in Paris überlieferten Kommentars ein eigenes Werk schreiben wollte. Je mehr er daran arbeitete, sei das Interesse erlahmt bis zum bloßen Auslesen der Vorlage am Schluß seiner Arbeit. — Unter den Glossen zum Römerbriefkommentar des Lombarden im genannten Cod. Ottob. liest man einige, die aus Gilberts Erklärung genommen sind. Der Artikel bringt die entsprechenden Texte. Weisweiler.

Moore, Ph. S., *The Works of Peter of Poitiers, Master in Theology and Chancellor of Paris (1193—1205)*. gr. 8° (IX u. 218 S.) Washington 1936, Cath. Univ. of Amer. — Diese Dissertation nimmt sich das — für eine solche Anfangsarbeit allzu schwierige — Thema, in die Gesamtwerke Peters von Poitiers einzuführen. Damit war es gegeben, daß eine Menge äußerst schwieriger Probleme der Echtheit, Abhängigkeit, Zeitbestimmung berührt werden mußte, die von einem Anfänger auch bei fleißigster Arbeit — und diese liegt hier wirklich vor — nicht ganz bewältigt werden konnte. Es wäre daher der Wissenschaft ein gröberer Dienst erwiesen worden, wenn der Verf. von den die Dissertation leitenden Gelehrten auf ein einzelnes Kapitel des so umfangreichen Schrifttums des Pariser Kanzlers hingelenkt worden wäre, wie etwa seine *Sententiarum libri quinque* oder die *Sententzenliteratur der Ps.-Petrus-Glossen*. Diese mehr prinzipielle Bemerkung, die heute einmal offen ausgesprochen werden muß, richtet sich also nicht gegen den so eifrigen Verf. Sein Werk verdient auch so reichlich Beachtung, da es die Fragen gut herausstellt und manches neue hss. Material zu den echten und unechten Werken des Petrus beibringt. Aber das Fehlen der sicheren, erfahrenen Hand spürt man immer wieder durch. So kommt es zu vielem Hypothetischem. Ich nenne etwa die Gleichsetzung von Mag. Martinus und Mag. Martinus de Fugeriis. Warum soll der zweite nicht ein eigener unselbständiger Bearbeiter des Petrus sein? Die beiden Werke der Summe des Martinus und der *Abbreviatio des Petrus* sind zu verschieden, als daß man die Gleichsetzung der beiden Verfasser infolge einer Verwechslung auch nur als Arbeitshypothese gelten lassen könnte. — Warum ferner den „*Allegoriae super tabernaculum Moysis*“ diesen von keiner Hs überlieferten Titel geben, wo andere gute schon aus dem 12./13. Jahrh., also fast gleichzeitig mit der Abfassung vorhanden sind, wie etwa: „*Tractatus super tabernaculum Moysis*“? — Große Bedenken sind neben der hss. doch sehr wenig belegten Authentizität des *Compendium historiae* vor allem vorläufig wenigstens bei der Zeitbestimmung der *Libri quinque sententiarum* zu äußern, die M. bereits vor 1170 ansetzt. Der Grund liegt nach dem Verf. im Auftrag Alexanders III. an Wilhelm von Sens vom 28. 5. 1170, die Pariser Theologen gegen den christologischen Nihilianismus zu schützen. Also könne man nicht annehmen, daß

nachher noch ein Theologe gewagt habe, ein Werk, das diesen vertritt, Wilhelm zu widmen. Man müßte aber vorher doch wohl wissen, ob und wie Wilhelm diese Aufforderung ausgeführt hat. Daß jedenfalls nicht viel geschehen ist, beweist der neue Brief Alexanders an Wilhelm von 1177 und die Diskussion auf dem Laterankonzil von 1179. Es bleibt daher vorläufig besser bei der bisherigen Datierung d. h. der Zeit, wo Wilhelm Erzbischof von Sens war (3. 2. 1168—8. 8. 1176). — Sehr dankenswert sind die eingehenden Analysen der Glossenhss von Avranches und Ripoll-Barcelona. Dadurch ist unsere Kenntnis dieser wichtigen Literaturgattung des 12. Jahrhunderts wieder ein gutes Stück vorwärtsgekommen. Man freut sich daher schon jetzt der weiteren Arbeit des Verf.s zu dieser Frage. Dafür möchte sich aber empfehlen, die einzelnen frühen Lombardglossen noch mehr auseinanderzuhalten und sie nicht alle einfachhin vor 1175 zu datieren, weil spätere Meister nicht genannt sind. Das könnte seinen guten Grund in der konservativen Haltung der Glossen haben. Kann man ferner aus einigen wenigen Zitaten eines Verfassers schließen, daß er schon eine Glosse zum Lombarden verfaßt hat, wie z. B. Odo (153)? Konnten ‚Erklärungen‘ zum Lombarden nicht auch sonst im Unterricht stattfinden etwa bei der Bibelerklärung oder sonstwo wie bei Quästionen? — Es ist schon längst darauf hingewiesen (Grabmann-Festschrift I 390 f.), daß der letzte Teil der Ps.-Petrus-Glosse wörtlich mit der Bamberger übereinstimmt. Damit ist auch hss belegt, daß die Glosse kein einheitliches Werk eines Verfassers ist und daher jedenfalls als Ganzes nicht von Petrus stammt. Die feinen, von M. beigebrachten Vergleichzitate aus dem Libri quinque sententiarum und der Glosse geben wohl weitere Sicherheit, daß diese Glosse, wenigstens in ihrer Urform, Petrus bereits vorlag. — So verbinden sich in der Arbeit wirklich wertvollste Ergebnisse mit weniger guten Seiten. Es ist daher notwendig, den Benutzer auf das teilweise hypothetische der Arbeit hinzuweisen, zugleich aber mit demselben *Nachdruck* auch ihren großen Wert zu betonen. Zum Schluß sei noch auf Klosterneuburg, Stiftsbibl., Cod. 299 (saec. 13) aufmerksam gemacht, wo eine Summe mit dem gleichen Incipit wie die Summe des Martinus de Fugeriis in Clpn 3116 steht: *Vocabulorum, que de Deo dicuntur.* Weisweiler.

Vicaire, P. H., *Le Porretains et l'Avicennisme avant 1215*: RevScPhTh 26 (1937) 449—482. — Der Verf. untersucht das von R. de Vaux herausgegebene anonyme Werk *De causis primis et secundis* (Bibl. thom. 20), das „einzige bisher bekannte Zeugnis einer avicennistischen Abbiegung des christlichen Gedankens“ der Zeit (451, 478), nach seinen Verbindungen mit porretanischem Gut. Er kommt zum Ergebnis, daß die aus anderen Quellen entstandene Unitaslehre des Porretanismus beste Vorbereitung für die des Avicennismus war. Freilich ist erstere durch die Betonung des wahren Seins der Kreatur nicht pantheistisch. Den Unterschied merkt man deutlich auch in *De causis primis*, wo sich der Einfluß des mehr pantheistischen Avicennismus im zweiten Teil stärker zeigt, während im ersten Teil der Porretanismus mehr nachwirkt. Der Kampf, der von Wilhelm von Auxerre, Philipp dem Kanzler u. a. gegen Avicenna einsetzt, nimmt sich bezeichnenderweise mehr diesen lateinischen Avicennismus als Gegner. Es hat deshalb die Vermutung des Verf.s viel für sich, daß der Streit sich nicht so als Opposition gegen Avicenna, sondern als Gegen-

angriff gegen die theologische, vom Avicennismus extrem beeinflußte Lehre der „Porretaner“ richtete. Wir hätten dann eine mehr theologische Entwicklung von innen heraus vor uns. — Die S. 450 vorgenommene genauere Unterteilung der ‚Porretaner‘ in mehrere Klassen ist sicher bereits ein großer Fortschritt gegenüber der immer mehr sich ausbreitenden Art, so viele der Theologen des zweiten Teiles des 12. Jahrhunderts zu ‚Porretanern‘ zu machen. Man wird hier sehr nach einzelnen Thesen und Thesenkomplexen zu unterscheiden haben. So ist z. B. Simon von Tournai vielfach treuester, ja sklavischer Anhänger des Lombarden (vgl. ZKathTh 56 [1932] 190 ff.). — Für die unmittelbare Abhängigkeit des *De causis primis* von Simon von Tournai müssen wohl noch stärkere Beweise beigebracht werden. Jedenfalls aber wird man daraus nicht auf eine Zeit der Abfassung bald nach dessen Disputationes schließen können (467). Es bleibt also diese Frage wohl noch offen. Weisweiler.

Salmán, D., Note sur la première influence d'Averrois: *Rev-NéoscolPh* 40 (1937) 203—212. — S. zeigt an einem interessanten Beispiel, wie die Averroesexegese in den ersten Jahrzehnten nach Eindringen der Schriften desselben im lateinischen Kulturkreise gehandhabt wurde. Ein Hauptpunkt des Averroismus, die Lehre vom *intellectus separatus*, ist von Roger Bacon in seinem Kommentar zu *De anima*, von Albert in der *Summa de creaturis* und von Adam von Bocfield im Kommentar zu *De anima* in dem Sinn verstanden, als lehre Averroes im Gegensatz zu Avicenna und anderen, der *intellectus possibilis* und *agens* seien Fähigkeiten der Seele selbst. Albert hat allerdings seine irrige Interpretation schon in dem vor 1258 verfaßten Kommentar zu *De anima* korrigiert. Es wäre demnach S. zufolge ein irrig erklärter Averroes der Anlaß zu der von Albert und Thomas ausgebildeten Theorie vom *intellectus agens* gewesen. Man wird auch in Zukunft etwas schärfer zwischen Averroismus und Arabismus unterscheiden müssen. Betreffs der Erklärung des Averroes selbst könnte man noch den Traktat *De anima* des Richard Rufus de Cornubia in *Cod. 138 Assisi* einsehen. Richard schrieb um die Mitte des Jahrhunderts und kannte Averroes. Pelster.

Henquinet, F. M., Notes additionnelles sur les écrits de Gueric de Saint-Quentin: *RechThAncMéd* 8 (1936) 369—388. — H. faßt zuerst die Ergebnisse der Forschung seit 1934 zusammen: A. Fries hat in *Cod. Vat. 869* den Sentenzenkommentar des Guericus entdeckt; O. Lottin in *Cod. Paris. 15571* weitere Fragen über die Sakramente und A. Fries in *Cod. Vat. 4245* Fragen über die Christologie. Letzterer Fund bestätigt, daß die entsprechenden Fragen in *Cod. 138 Assisi* ff. 159<sup>r</sup>—162<sup>v</sup> vom gleichen Verfasser wie die Fragen *De sacramentis* sind (*RechThAncMéd* 5 [1933] 380—383). H. selbst fügt hinzu: Ein *Quodlibet* in *Cod. Par. 16417*, Quästionen, in dem von ihm neu eingeführten *Cod. 71 Todi* und vier Fragen in *Cod. Vat. 782*. Es ist zu wünschen, daß H. nach weiterer Klärung noch einmal ein vollständiges Verzeichnis aller Fragen gibt; jetzt ist das Ganze ein wenig zum Labyrinth geworden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf frühere Aufstellungen zurückkommen. Ich hatte in *Cod. 138 Assisi* in der Hauptsache vier Gruppen unterschieden und dieselben mit Hilfe von Formalkriterien einem Verfasser zugewiesen, der nach einer gleichzeitigen Randbemerkung Guiard von Laon sein mußte. Als H. später für zwei Gruppen Guericus als Verfasser nachwies,

schiene Ergebnisse und auch Forschungsmethode ins Wanken gebracht. Allerdings zeigte sich beim Fortgang der Untersuchung bald, daß die Ergebnisse betreffs Zusammengehörigkeit der Fragen sich gut bewährten. Nach erneuter Überprüfung des ganzen Problems und Erweiterung des Beobachtungsmaterials glaube ich heute sagen zu dürfen: Abgesehen von der einen oder anderen von vornherein unsicheren Frage gehen die von mir (RechThAncMéd 5 [1933] 372—380) mitgeteilten Fragen auf Guerricus zurück. Der Fehler wurde von jener alten Hand (Bonaventura nach H.) gemacht, die Frage 29 (ff. 165<sup>v</sup>—167<sup>r</sup>) Guiard statt Guerricus zuwies. Ähnliche Versehen, die bei der Unzahl von anonymen Fragen leicht zu erklären sind, kamen häufiger vor, so auch in Cod. 182 Assisi, Cod. 737 Toulouse, Cod. 1245 Troyes; und schließlich ist auch die Summa Alexanders im Grunde ein falsches Etikett für Fragen verschiedener Autoren. Gerade wenn man die von H. so stark betonten Verschiedenheiten in den Fragen der Hss näher studiert, leuchtet die Einheit immer wieder durch. Wenn es, um nur ein Beispiel zu bringen, in einigen Fragen heißt: Quod obicitur ... Responsio — so ist meistens aufzulösen, nicht Respondeo —, in anderen Quod obicitur ... Solutio, so stehen beide Formen in anderen Fragen friedlich nebeneinander; wenn Vat. 782 das Quod obicitur ... Solutio in Q. o. ... dicendum verwandelt, so hat er anderswo Q. ... Responsio. Zwischen Ad aliud ... est responsio und Ad aliud ... Responsio ist der Unterschied nicht groß; in einer Frage vermißt man ein Kennzeichen des Guerricus und in einer anderen derselben Gruppe taucht es wieder auf. Man setze Guerricus statt Guiard und ungefähr alles dürfte in Ordnung sein. — Einige Ergänzungen: Trotz der Versicherung H.s dürften in Cod. Vat. 782 noch andere Fragen des Guerricus sein z. B. De inferno, De purgatorio, De suffragiis, De universali iudicio auf ff. 101<sup>r</sup>—105<sup>v</sup>. Weder H. noch Glorieux erwähnen den Isaias-Kommentar in Cod. 40 New College Oxford aus dem Jahre 1249, obgleich sie die Hs in anderem Zusammenhang nennen. Die Zuteilung an Guerricus ist von der Hand des Schreibers selbst. Ich hatte nach kurzer Einsicht das Urteil notiert: Ein recht bedeutender Kommentar. Die Zuteilung der übrigen Erklärungen der Hs, die nur durch eine allgemeine Überschrift erfolgt und mit Cod. 184 Merton College nicht übereinstimmt, muß erst untersucht werden. Pelster.

Robert, Patr., O. F. M., Hylémorphisme et Devenir chez Saint Bonaventure (XV u. 160 S.) Montréal 1936, Libr. St. François. — Während nach Thomas v. A. der Hylomorphismus nur da einen Sinn hat, wo es Ortsbewegung gibt, mithin nur bei den räumlich-zeitlichen Substanzen, lehrt Bonaventura, daß alles Geschaffene, auch die reinen Geister, innerlich aus Materie und Form zusammengesetzt seien. Den Grund sieht R. vor allem darin, daß Bonaventura beim ens contingens sowohl den realen Unterschied zwischen Wesenheit und Dasein wie auch den Unterschied zwischen aevum und tempus nicht berücksichtigt habe; Thomas beziehe sich S. th. 1 q. 10 a. 5 gerade auf Bonaventuras Meinung. Bonaventura hatte seinen Hylomorphismus vor allem unter dem Einfluß von Hales und Augustinus entwickelt, weil er ihm mehr als die Lehren des wiedererwachten Aristotelismus im Einklang mit der Theologie zu stehen schien. Seine Nachfolger auf der Pariser Lehrkanzel haben diese Form des Hylomorphismus bald verlassen. Nink.

S. Thomae Aquinatis. In Aristotelis librum De anima commentarium, ed. A. Pirotta, O. P. 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (XII u. 308 S.) Turin 1936, Marietti. L 15.— Die Turiner Ausgaben der Aristoteleskommentare des hl. Thomas bedürfen kaum mehr einer Empfehlung. Ihr billiger Preis und ihre zweckmäßige Gestaltung des Textes und des Sachverzeichnisses haben ihnen längst viele Freunde gewonnen. Namentlich die durchlaufenden Randnummern haben sich sehr bewährt, wie die Tatsache beweist, daß immer mehr nach ihnen zitiert wird. Die vorliegende 2. Aufl. des Kommentars zu De anima ist ein unveränderter Abdruck der 1. Aufl. de Vries.

Gebauer, W., Die Aufnahme der Politik des Aristoteles und die naturrechtliche Begründung des Staates durch Thomas von Aquino: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 29 (1936) 137—160. — Die einflußreiche Staatslehre des Aquinaten, die am selbständigsten in De regimine principum uns entgegentritt, hätte wohl dauernder gewirkt ohne die starke Abhängigkeit von der einer ganz anderen gesellschaftlichen Umwelt entsprechenden aristotelischen Staatsphilosophie. Freilich finden sich Unterschiede zwischen Aristoteles und Thomas. Letzterer erkennt innerhalb des Staates, der aristotelischen πόλις, die provincia als Lebenseinheit und die civitas als Wirtschaftseinheit an, die er beide communitas perfecta nennt, was bei ihm also noch nicht Staat bedeuten muß. — Der gründliche Beitrag zur Deutung der so sehr umstrittenen Staatsauffassung des hl. Thomas wie auch des Aristoteles verdient volle Würdigung. Spricht doch selbst der Dominikaner Bernard Roland-Gosselin von großer Unklarheit der an verstreuten Stellen sich findenden Staatslehre des hl. Thomas; vgl. Schol 4 (1929) 458 f. Im Entscheidenden folgt G., wohl zu sehr, Gierke, den er freilich öfter berichtigt. Wenn der hl. Thomas von civitas vel provincia oder regnum spricht, so wird an diesen Stellen keine „Steigerung“ von Stadt zu Provinz oder Staat ausgedrückt, sondern diesen Größen die gleiche staatliche Souveränität beigelegt. Wenn civitas schon bei Cäsar auch den ganzen Staat bezeichnen konnte, so sah Thomas erst recht im zeitgenössischen Italien die Blüte der neuen souveränen Stadtstaaten, die an Griechenland erinnern, sowie auch größere souveräne Gebiete, die er provinciae nennt. Einen König haben, regnum sein konnten beide, Stadt wie größeres Gebiet; vgl. S. theol. 2, 2 q. 50 a. 1; diese Stelle zeigt übrigens (wie viele andere), daß communitas perfecta den Staat bezeichnet, der freilich schon im Stadtstaate verwirklicht sein kann. G. will auch in der Bezeichnung „animal sociale“ für den Menschen beim hl. Thomas eine Änderung gegenüber Aristoteles erblicken; doch gebraucht auch letzterer den Ausdruck ζῷον κοινωνικόν im generischen Sinne wie Thomas animal sociale; vgl. Schol 8 (1933) 431, wo über Deffournys wertvolle Aristotelesstudie gehandelt wird. „Populus“ bedeutet an den fraglichen Stellen beim hl. Thomas, wie Schilling mit Recht betont, das staatlich geeinte Volk; dasselbe gilt für die Staatsdefinition Augustins. Die Zielhaftigkeit der ‚Natur‘, die Aristoteles auch im Menschengeste findet, braucht man bei ihm nicht ‚naturalistisch‘ zu deuten; vgl. die treffenden Ausführungen Weltys in Catholica 6 (1937) 27. Ferner muß man bei Aristoteles in dem doppeldeutigen πρότερον, wie im prius des hl. Thomas, ein ‚höher‘ der Naturvollendung und ein ‚früher‘ der Zeit und dem Werden nach unterscheiden. Der Staat ist ‚höher‘, die Familie ‚früher‘ und darum naturnäher; vgl. In Pol. Arist. I lect. 1, Abschnitt Ostendit ex praemissis. Gemmel.

Walz, A., *The Exceptiones from the Summa of Simon of Henton*: Ang 13 (1936) 283—368. — W. setzt hier seine mit dem *Libellus pugillaris* des Augustinus von Dacien so glücklich begonnenen Studien über die praktische Theologie des 13. Jahrhunderts fort, indem er die *Exceptiones* des englischen Provinzials der Dominikaner (1254—61) Simon von Henton veröffentlicht. Sie behandeln für den Seelsorger das Wichtigste aus der Glaubens- und Sittenlehre: Die Glaubensartikel, das Gebet des Herrn, die zehn Gebote, sieben Sakramente, die Tugenden, Gaben und Seligkeiten. Diese und ähnliche Schriften sind vorzüglich geeignet, einen Einblick in die theologische Bildung des Seelsorgsklerus und in die praktische Handhabung des religiösen Unterrichts zu eröffnen. In der Einleitung ist alles Wissenswerte gesagt. Es sind *Exceptiones* a *Summa*. Die *Summa* selbst, die umfangreicher gewesen, ist meines Wissens noch nicht gefunden, jedenfalls ist sie nicht mit den *Quaestiones de lege et praeceptis* in Cod. 9. E. 14 Royal Collection des Britischen Museums identisch. Eine Kleinigkeit noch: Die Änderung des Henton in Hinton ist wenig glücklich: Cod. Royal 9. E. 14 f. 123<sup>r</sup> hat Hentune, Cod. 45 New College Oxford f. 233<sup>r</sup> Hentona (die Form Harnton bei Coxe ist nicht aus der Hs); in Cod. 73  $\Delta$  4. 11 Sidney Sussex College Cambridge habe ich f. 4<sup>v</sup> und am Schluß Heyntum gelesen nicht Hyntum wie W.; Cod. Laud. Misc. 511 f. 72<sup>v</sup> hat Henton. Inbetreff des Doktorates von Simon und seines Nachfolgers Fishacres würde ich heute weniger zuversichtlich schreiben. Falls Henton Magister in Oxford wurde, was einigermaßen wahrscheinlich ist, so war dies vor 1254, also bald nach Fishacre. — Zum Schluß sei aufmerksam gemacht auf die *Summa* bzw. die *Summen* des Johannes de Rupella, die ähnliche Zwecke verfolgen: das einleitende Werk *De articulis fidei* „*Summa theologicæ discipline in duobus consistit in fide sc. et moribus*“ z. B. in Cod. AD IX 7 der Brera Mailand ff. 75<sup>r</sup>—94<sup>r</sup> (s. 14); die *Summa de vitiis* „*Cum summa theologicæ discipline divisa sit in duas partes sc. in fidem et mores*“ als Fortsetzung z. B. in Cod. 997 Harley des Britischen Museums (s. 13); die *Summa de virtutibus*, von der ich einen Teil in Cod. 152 S. Antonio Padua (s. 13) ff. 132<sup>r</sup> bis 134<sup>r</sup> gefunden zu haben glaube (vgl. über die Schriften Rupellas den wertvollen Artikel von P. Minges in *ArchFrHist* 5 [1913] 597—622). Auch die *Summa* „*Circumdederunt me dolores mortis*“, die in Cod. AF XII 36 der Brera Mailand ff. 1<sup>r</sup>—81<sup>r</sup> (s. 13) *magistri Stephani de Langentona* genannt wird und die Glaubensartikel, Sakramente, Tugend und Laster behandelt, gehört hierher.

Glorieux, P., *Le Manuscrit d'Assise Bibl. comm.* 158. *Date et mode de composition*: *RechThAncMéd* 8 (1936) 282—295. — Gl. will auf Grund meiner Angaben über die Quästionen und Namen englischer Lehrer in Cod. 158 Assisi (Little-Pelster, Oxford Theology, Oxford 1934) das Datum der einzelnen Stücke noch näher umgrenzen; ein vortreffliches Beginnen — wenn die nötigen Unterlagen vorhanden sind. Hierzu einige kritische Bemerkungen. Um eine „chronologische“ Anordnung zu erhalten, muß Gl. die Reihenfolge der Lagen ändern. Ganz recht, wenn sich eine falsche Anordnung beweisen läßt, wie bei der Gruppe von Cambridge. Ist dies aber hier berechtigt, wo Abschreiber und Zähler der Blätter derselbe ist? Gl. setzt voraus, daß innerhalb einer Lage vollkommene chronologische Ordnung herrsche und daß Lage

31—53, ja 19—53 in dem Jahr geschrieben seien, da Sneyt Magister regens war; denn es seien in Lage 37, 41, 52 verschiedene Reportationen des Sneyt in Kursive angefügt. Zunächst kann jedenfalls von einer „unmittelbaren“ Reportation nicht die Rede sein; dafür ist die von mir im Gegensatz zur Buchhand anderer Teile als Kursive bezeichnete Schrift viel zu regelmäßig. Eine andere Erklärung ist völlig ungezwungen. Nach Niederschrift der Q. D. erhielt der Schreiber noch andere Quaestionen; er fügte sie dort an, wo noch Raum geblieben war und begann naturgemäß mit der Lage, in der schon Quaestionen des Sneyt standen. Ob dies im Jahr geschah, da Sneyt Magister regens war oder später, wissen wir nicht. Dieser Block soll aus dem Jahre 1289—90 sein. Damals war aber nicht Sneyt, sondern Leminster bei den Dominikanern Magister regens (vgl. Oxford Theology 270). — Zur strengen chronologischen Ordnung innerhalb derselben Lage: Nehmen wir Lage 57 (nach Gl. mit Lage 16—18 von 1287—89): Knol hält in q. 207 seine Vesperien, q. 214 ist er wieder schlichter Respondens geworden: Der eine Faszikel 57 muß doch wohl aus einem Jahre stammen; sagen wir mit Gl. 1287—88; dann hat Winchelsea im selben Jahre respondiert, die eigenen Vesperien gehalten, als Magister regens bei den Vesperien des Monemouth präsidiert und obendrein das höchste Amt des Kanzlers versehen (vgl. Oxford Theology 103). Das ist viel. Noch mehr, im Faszikel 12 (nach Gl. 1284—86) disputiert er schon als Magister, also wenigstens 2 Jahre vor seiner Inceptio; in Faszikel 18 hält er seine Inceptio, während er in Faszikel 57 schon bei den Vesperien als Magister regens den Vorsitz geführt hatte. Im gleichen Faszikel 57 disputiert Wakerfielt als Magister und hält sein zweiter Nachfolger Knol die Vesperien; also drei Magister in einem Jahre; S. 291 ist Wakerfield versehentlich aus einem Vorgänger zu einem Nachfolger des Nikolaus Ocham geworden. Thomas Barneby wird als vermutlicher Kompilator der Hs angesehen; mit gleichem Recht kann ich jeden Oxforder Theologiestudenten der Zeit nennen. Wegen der ungenauen Bezeichnung Minor oder Praedicator, wo ein Franziskaner oder Dominikaner sich sehr wahrscheinlich bestimmter ausgedrückt hätte, und wegen der Ausleihvermerke dürfte ein Weltkleriker noch immer die beste Aussicht haben. Es ist nicht einmal nötig, daß er selbst die Vorlesungen gehört hat. Das Gesagte dürfte zur Rechtfertigung meiner Ablehnung der neuen Datierungen, soweit diese nicht auf anderer Grundlage beruhen, genügen. Natürlich leugne ich nicht, daß auch Disputationen in chronologischer Ordnung auftreten. Aber wo?

Quaestiones de universalibus Magistorum Crathorn O. P., Anonymi O. F. M., Joannis Canonici O. F. M. ad fidem manuseriptorum edidit J. Kraus (Opuscula et textus. Ser. schol. 18). 8<sup>o</sup> (63 S.) Münster 1937, Aschendorff. M 1.10. — Die Lehre des Duns Scotus über das reale Fundament der allgemeinen Begriffe fand bei seinen Schülern eine verschiedene und teilweise eine übertrieben realistische Interpretation. Die vorliegende auf Grund der Hss gearbeitete sorgfältige Ausgabe bringt Texte zur Universalienfrage, die von Autoren verschiedener Richtung stammen: 1. von dem Oxforder Dominikanerlehrer *Crathorn*, der den übertriebenen Realismus bekämpft, den Begriff aber als ein willkürliches Zeichen (*signum ad placitum*), wie Wort und Name, betrachtet und bereits im 14. Jahrh. einen vollständigen

Empirismus vertritt; 2. von dem Franziskaner *Johannes Canon*, der den Ultrarealismus vieler Skotisten begründet hat; 3. von einem *ungenannten* Franziskaner aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh., der die Meinung des Duns Scotus kurz und treu wiedergibt. Die Schrift wird allen Freunden mittelalterlicher Geistesgeschichte willkommen sein und ist insbesondere gut geeignet für Übungen an Seminarien und Universitäten, zumal da die Philosophie des 14. Jahrh. nicht bloß ein historisches Interesse, sondern auch eine große systematische Gegenwartsbedeutung hat. Nink.

\* \* \*

Meister Eckhart. Die deutschen und lateinischen Werke. Hrsg. im Auftr. d. Deutschen Forschungsgem. Die deutschen Werke. 1. Band: Meister Eckharts Predigten. 2. Lief. 4<sup>o</sup> (S. 97—176) Stuttgart 1937, Kohlhammer. Subskr. M 1.—. — J. Quint setzt die Edition der deutschen Predigten fort. Die 2. Lief. umfaßt Predigt 6 (Pf. Nr. 65), 7 (Pf. Nr. 72), 8 (Pf. Nr. 82), 9 (Pf. Nr. 84), 10 (Pf. Nr. 83). Die Ausgabe wird mit einer Sorgfalt und Akribie durchgeführt, die Vertrauen erweckt. Stellenweise nimmt sogar der Apparat einen zu großen Platz ein. Schließlich soll das philologische Beiwerk dem *Text* dienen und bescheiden in den Hintergrund treten. Roos.

Meister Eckhart. Die deutschen und lateinischen Werke. Hrsg. im Auftr. d. Deutschen Forschungsgem. Die lateinischen Werke. 5. Bd. 1.—2. Lief. 4<sup>o</sup> (128 S.) Stuttgart 1936, Kohlhammer. Subskr. M 2.—. — Erstmalig veröffentlicht J. Koch die *Collatio in libros sententiarum*, auf die schon 1933 Fr. Pelster gestoßen war. Sie weist auffällige Übereinstimmungen mit einer *Collatio* Richards von Cornwall auf, die K. darum seiner Ausgabe auch vorausschickt. Über die Ausgabe selbst ist kein Wort zu sagen. Sie ist mit einer Editionstechnik durchgeführt, die mustergültig ist. — Die gleiche Lieferung bringt eine Ausgabe der *Pariser Quästionen* von B. Geyer. Nach den verschiedenen Ausgaben, welche gerade diese Quästionen gefunden haben, ist der Text auf eine Höhe der Sicherheit gebracht, die kaum mehr überboten werden kann. Seite 65, Zeile 14 (Nr. 24) muß es im Text *deformatio* statt *deformatio* heißen. Zu bedauern ist, daß der Edition nicht eine kurze Inhaltsübersicht der schwer verständlichen Pariser Quästionen beigegeben ist. — Geyer hat ebenfalls die folgende *Predigt auf den St. Augustinustag* herausgegeben und übersetzt. — Die Edition des *Traktates über das Vater unser* besorgte E. Seeberg, die Übersetzung H. Lammer's. Seeberg hält dafür, daß die Schrift der Jugendzeit Meister Eckharts angehört. Der Ton der Darlegung scheint das zu bestätigen. Roos.

Bange, W., Meister Eckharts Lehre vom göttlichen und geschöpflichen Sein. Dargestellt mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Schriften. 8<sup>o</sup> (283 S.) Limburg 1937, Pallotiner Verlag. M 7.—; geb. M 7.80. — Die Arbeit wird eröffnet mit einer Übersicht über die Eckhart-Literatur von 219 Nummern, die in dieser Ausführlichkeit wohl einzig dasteht. Das Werk selbst gliedert sich in drei Teile: Wesen und Eigenart des göttlichen Seins, Wesen und Eigenart des geschöpflichen Seins, Beziehungen zwischen dem göttlichen und geschöpflichen Sein. Es gibt sich als eine Auseinandersetzung mit B. Peters „Gottesbegriff Meister Eckharts“ (Hamburg 1936), der die alte These von der idea-

listischen Artung Meister Eckharts erneuert. Im ersten Teil der Arbeit liegt praktisch eine systematisch geordnete Gotteslehre Eckharts vor. Es wird vor allem die Geistigkeit des absoluten Seins hervorgehoben. Der Sinn der Pariser Quästionen wird orthodox gedeutet, die neuplatonische Färbung herausgearbeitet. In der Lehre vom Geschöpf, die nach B. ganz aristotelisch-thomistisch ist, betont Meister Eckhart besonders die totale Abhängigkeit des geschaffenen Seins von Gott, die Ungeschaffenheit des Erkennens als solchen (Imago-lehre) und die Lehre von den „allgemeinen Vollkommenheiten“. Als Ergebnis wird gebucht, daß Eckhart auf dem „Boden der orthodoxen Scholastik steht“ „meilenweit entfernt von jedem Pantheismus“. Eckhart lehrt nichts, was nicht „Thomas tiefer und besser gesagt“ hat. Damit ist im Zusammenhang des heutigen Eckhartbildes sowohl die These Denifles als auch die These Karrers erneuert und in eins gesetzt. Die Arbeit zeugt von einer sehr gründlichen Literaturkenntnis, von feiner Textanalyse und Sinn für Zusammenhänge. Wohl ist es gut, gegenüber pantheistischer Inanspruchnahme Meister Eckharts auf seine Verwurzelung in christlich-scholastischer Umwelt aufmerksam zu machen; dabei ist aber nicht zu vergessen, daß er ein Einzelwesen darstellt, daß sich nicht restlos in das Bild der traditionellen Scholastik einordnen läßt. Man wird sonst Eckhart nicht voll gerecht.

Bornkamm, H., Eckhart und Luther. 8<sup>o</sup> (71 S.) Stuttgart 1936, W. Kohlhammer. M 1.80. — Das Heft vereinigt zwei Arbeiten, die ursprünglich in der Monatsschrift „Deutsche Theologie“ erschienen sind. Die erste Untersuchung stellt Luther Eckhart gegenüber. In einem Abriß der Eckhartschen Gedankenwelt wird die Bedeutung der Pariser Quästionen vielleicht zu stark gesehen und damit Eckharts Mystik einseitig als *Erkenntnismystik* bestimmt. Der Gottesbegriff dieser Mystik ist der Gott des reinen Denkens und der göttlichen Idee, die in der Tiefe des Seelengrundes aufleuchtet. Das Zwiespältige, Unruhige wird als unwesenhaft vom Menschen abgelöst, Leiden und Tod mit Schweigen bedeckt. Demgegenüber erkennt Luther Gott als den allmächtig Schaffenden, der den Menschen von sich wegführt. Leben, Leid und Tod ist nicht etwas Aufzubegebendes, sondern Aufgabe. Die protestantische Vorentscheidung der Erbsündeauffassung mit ihrer antimystischen Einstellung ist in der vorliegenden Untersuchung zu erkennen, wenngleich sie manche Schattenseiten Eckharts gegenüber gewissen katholischen Verharmlosungen scharf herausstellt. Man möge sich hüten, Eckhart zu leicht als katholischen Kronzeugen anzuführen! — Die zweite Arbeit gibt eine sehr gute Übersicht über das Eckhartbild der Gegenwart. Ausführlich kommt auch das heutige katholische Eckhartbild zur Sprache. Die Beurteilung Eckharts, die von der Gruppe Karrer, Piesch, Dempf gegeben wird, ist nicht das Eckhartbild der katholischen Gesamtforschung. Die Deutung der französischen Dominikanerschule und vor allem Josef Kochs wäre stärker herauszustellen. Roos.

Rozumek, A., Vom inwendigen Reichtum. Texte unbekannter Mystiker aus dem Kreise Meister Eckharts. Mit einer Einführung von A. Dempf. 8<sup>o</sup> (151 S.) Leipzig 1937, Hegner. M 4.80. — Eine doppelte Aufgabe weist die sieben Seiten umfassende Einführung dieser Textauswahl zu: Anfangenden, die diese Predigten und Gespräche still erleben, sollen sie zu einer „Einübung in die Mystik“ werden. Den Forscher aber sollen sie auf „einen der sichersten Wege zur Deutung der Lehre Eckharts“ führen. Der Er-

bauung also *und* der Forschung will das geschmackvoll ausgestattete Büchlein dienen. Die erste Aufgabe erfüllt es ohne Zweifel vorbildlich. R., die Auswahl und Übertragung ins Neuhochdeutsche besorgt hat, vereinigt in einer Person: „Vertrautheit mit der Mystik, zuverlässliche germanistische Kenntnisse und die Gabe der Übersetzungskunst“. Ob aber die zweite Aufgabe ebenso glücklich gelöst ist, kann man bezweifeln. Wird wirklich in diesen kurzen Texten, die z. T. wohl nichts anderes sind als Predigtentwürfe, „die Wirkung der Lehre Eckharts auf seinen engsten Schülerkreis von Erfurt und Köln“ sichtbar? Stammen überhaupt alle Texte aus diesem Schülerkreis? Hermann von Fritzlar? Der „unbekannte deutsche Mystiker“ von Greith? (vgl. J. Seitz, *Der Traktat des „unbekannten deutschen Mystikers“*, Leipzig 1936). Die „Gespräche“? Ja, selbst Joh. von Sterngassen, von dem die Einführung sagt, er „komme dem Meister als Metaphysiker des Geistes am nächsten“ (vgl. die Forschung von Grabmann; kurz: ZAM 12 [1937] 166)? Nur dann könnte ein solches Buch der *Eckart-forschung* dienen, wenn alle Handschriftenbestände gründlich ausgenützt würden. Ein Beispiel: Von der Predigt Frankes von Köln: „Ego sum via, veritas et vita“ gibt es 7 Hss, von denen J. Koch ein Verzeichnis besitzt. Ferner müßten die Texte möglichst vollständig geboten werden, und es dürften so wichtige Traktate wie der „Von der Minne“ und der „Von der wirkenden und möglichen Vernunft“ nicht fehlen. Endlich müßte die Übersetzung mit den verschiedenen Thomas-Übersetzungen von heute in Wettbewerb treten um die treffendste Verdichtung der philosophischen Fachausdrücke. Trotz allem bleibt bestehen, was oben gesagt wurde: Das Werk ist nach Gehalt und Gestalt ein vorbildliches *Erbauungsbuch*.  
Schoemann.

Seitz, J., *Der Traktat des „Unbekannten Deutschen Mystikers“* bei Greith. Ein Beitrag zur Eckhart-Forschung. 8<sup>o</sup> (VII u. 118 S.) Leipzig 1936, Meiner. M 5.50. — Die gründliche Untersuchung geht erstmalig dem sogenannten „Lehrsystem der deutschen Mystik“ nach, das Bischof Greith 1861 auf Grund einer Handschrift aus dem ehemaligen Dominikanerinnenkloster St. Katharina in St. Gallen in moderner Sprache veröffentlicht hatte. Der Traktat stellt eine Mystikerkompilation dar und wird in seine Elemente zerlegt. Eckhart, Suso, Tauler, das Buch der geistlichen Armut stellen das Hauptkontingent der Texte. Auf diese Art ist auch eine neue Vergleichsmöglichkeit zu schon gedruckten Mystikertexten gegeben. Ein schönes Schlußkapitel gibt Aufschluß über die Stellung des Traktates innerhalb der deutschen Mystik sowie über seine inhaltliche Aufteilung.  
Roos.

Amorós, L., O. F. M., Fr. Gonsalvi Hispani, O. F. M., *Quaestiones Disputatae et de Quolibet. Ad fidem codicum Mss editae cum introductione historicocritica* (Bibl. Franc. Schol. Medii Aevi 9). 8<sup>o</sup> (LXXVIII u. 483 S.) Quaracchi 1935, Coll. S. Bonav. L 30.— — Gundisalvus, der von 1304—1313 Generalminister des Franziskanerordens war, ist in den letzten Jahren wegen seiner Beziehungen zu Duns Scotus und seiner Disputation gegen Eckhart viel genannt worden. A. veröffentlicht zum ersten Male die *Quaestiones disputatae* und ein *Quodlibet*, die zum kleineren Teil in einer Hs von Avignon und zum größeren Teil anonym in einer Hs von Troyes enthalten sind. In ihnen werden zumal psychologische Fragen über Natur, Wertung, Verhältnis und Tätigkeit der beiden höchsten Seelenfähigkeiten behandelt, die Pariser

Strömungen und Schulrichtungen getreulich widerspiegeln. A. hat das vergleichende Studium durch zahlreiche Hinweise auf verwandte Fragen anderer Lehrer wesentlich erleichtert. Ein weiterer Nutzen der Ausgabe liegt darin, daß hier die Möglichkeit geboten wird, zwei verschiedene Reportata bzw. zwei verschiedene Bearbeitungen von Reportata derselben Frage mit einander zu vergleichen und sich so über den Wert und die Grenzen solcher Reportata ein auf tatsächlichen Beobachtungen gegründetes Urteil zu bilden. Wir haben nämlich in A und T bei 5 Fragen zwei von einander abweichende Reportata. Beide veröffentlicht A. — Die Ausgabe ist sorgfältig, allerdings in der Wiedergabe von T, wo ich nachprüfen konnte, nicht frei von Lesefehlern. In der Einleitung ist über Leben, Schrifttum der Gundisalvus sowie über Hss 'Chronologie und Natur der Fragen' gesagt, was man in einer solchen Ausgabe erwartet. Hervorgehoben seien die Untersuchungen über Name und Herkunft des G., über die doppelte Redaktion und Zuteilung der *Conclusiones metaphysicae*, die unter den Werken des Scotus gedruckt sind, über G. und die Scholastiker seiner Zeit. Für die Eckhartforschung dürfte G. von geringerer Bedeutung sein, als ich früher vermutete. In der theologisch neutralen Frage über die Wertung von Verstand und Willen bekämpft G. die thomistische Ansicht E.s. Daß die zu Paris vorgetragenen Lehren E.s, soweit wir dies aus den Quellen ersehen, ein in Form eines spekulativen Mystizismus vorgetragener Aristotelismus sei, wird A. schwer beweisen können, ebenso, daß G. die Meinungen E.s öffentlich der Universität denunziert habe. Nur in einem Punkt gibt G. eine theologische Zensur: Er sagt kurz, die Leugnung, daß Gott das Sein selbst sei, verstoße gegen die Lehre der Heiligen und der Schrift. Viel wichtiger ist G.s Stellungnahme gegen den extremen Intellektualismus und intellektualistischen Determinismus des Gottfried von Fontaines und seiner Schüler. Man muß sich allerdings hüten, den Aristotelismus Gottfrieds mit jenem des hl. Thomas in nahe Verbindung zu bringen. Thomas hat die Klippen vermieden. Auch die Nachwirkungen Heinrichs von Gent sind mehrfach deutlich zu spüren. So liefert die Veröffentlichung einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Pariser Schule um 1300. Zum Schluß eine kleine persönliche Bemerkung. A. sagt S. LII in bezug auf die anonymen Fragen von Troyes: F. Pelster hanc seriem quaestionum tamquam ad Gonsalvum probabiliter pertinentem obiter indicat, eo quod titulum quaestionis Utrum actus diligendi Deum ex caritate etc. iam editae, ibi invenerit. Ich hatte bei Gelegenheit einer Besprechung (Schol 8 [1933] 135) als Ergebnis eines Studiums der Hs gesagt: „Es sei hier vorläufig die Feststellung mitgeteilt, daß sich unter den erwähnten 27 anonymen Fragen ... wenigstens eine ganze Anzahl Quästionen des Franziskanergenerals Gundisalvi finden, auch die bisher dreimal veröffentlichte Frage: Utrum actus diligendi ... Alle Fragen bekämpfen die thomistische Auffassung. Ob *alle* Eigentum G.s sind, was mir wahrscheinlich ist, muß eine eingehende Untersuchung noch endgültig feststellen.“ Das lautet doch etwas anders als die Bemerkung A.s. Auch gründete sich meine Behauptung nicht auf irgend einen Titel einer Frage, sondern auf den Vergleich sämtlicher Titel von A, die ich mir aus A notiert hatte, mit den Titeln von T und auf ein ziemlich eingehendes Studium der Hs. Ohne mein obiter notatum hätten wir wohl den zweiten Teil des Buches noch nicht erhalten. Pelster.

### 3. Erkenntnislehre. Metaphysik. Kultur- und Religionsphilosophie.

Donat, J., S. J., *Critica* (Summa philos. christ. II). 8. Aufl. 8<sup>o</sup> (VIII u. 278 S.) Innsbruck 1937, Rauch. M 3.25. — *Ders.*, *Vocabularium philosophicum* (Summa philos. christ. IX) 8<sup>o</sup> (66 S.) Innsbruck 1937, Rauch. M 1.45. — Donats *Critica* ist unter den Darstellungen der scholastischen Erkenntnistheorie älteren Stils sicher eine der besten und brauchbarsten. Die neue, 8. Auflage, weist gegenüber der 7. keine Veränderungen auf. Das *Vocabularium* bietet durch ausführliche Sach- und Namensverzeichnisse eine wertvolle Ergänzung zu den Neuauflagen der acht Bände der *Summa philosophiae christianae*.  
de Vries.

Jacques, J., *La méthode de l'épistémologie et l'Essai critique* du P. Roland-Gosselin: *RevNéoscolPh* 40 (1937) 412—440. — Im Anschluß an Roland-Gosselins bedeutsames Werk (vgl. Schol 9 [1934] 143 f.) erörtert J. mehrere für die Methode der Erkenntniskritik wichtige Fragen. Mit Recht weist er zunächst die Angriffe J. Messauts (*RevThom* 40 [1935] 48—78) gegen Roland-Gosselins grundsätzliche Auffassung der kritischen Methode zurück. Diese Angriffe würden schließlich jede Erkenntniskritik treffen, die nicht dogmatisch ihr Ergebnis von vornherein vorwegnimmt; sie beruhen aber offenbar auf dem Mißverständnis, die Kritik wolle von bloßen Denkinhalten her das Sein begründen. Der Fehler R.-G.s, meint J., bestehe vielmehr darin, daß er selbst seiner im Anfang verkündeten Methode nicht treu bleibe. In seiner Urteilsanalyse gleite er unvermerkt von der kritischen zur ontologischen Betrachtungsweise über; sonst könnte er durch diese Analyse nicht das wirkliche Sein als Formalobjekt des Verstandes finden. — Aber auch dieser Vorwurf scheint uns unbegründet. Daß in der *Bedeutung* jedes Begriffs das wirkliche Sein als „Bedingung der Möglichkeit“ jeden Begriffs irgendwie enthalten ist, und namentlich, daß jedes Urteil, wenn es nicht sinnlos sein soll, letztlich (nicht immer unmittelbar) einen wirklichen Sachverhalt meint, kann recht wohl, ja muß aus der Analyse des bloßen Denkinhaltes gezeigt werden; die Voraussetzung des Ansichseins des Seienden ist dazu weder erforderlich noch trägt sie etwas dazu bei. Mit der Feststellung der genannten Wesensbeziehung des Gedankens auf das wirkliche Sein ist aber selbstverständlich noch nicht *erkannt*, daß das *gedachte* (gemeinte) reale Sein wirklich besteht; die Evidenz des wirklichen Seins kann selbstverständlich nicht aus einer Analyse des bloßen Denkinhaltes gefunden werden; das Gegenteil anzunehmen wäre ein so grober Fehler, daß er uns bei R.-G. ganz undenkbar erscheint. Wohl aber kann die Urteilsanalyse zeigen, daß die Evidenz des Seins *gefordert* ist, wenn das Urteil nicht blind und unverständlich sein soll; nur das will R.-G. sagen (*Essai* 45 f.). Sonst wäre die folgende Begründung der Evidenz der Prinzipien (82—101) und der ersten Tatsachenurteile (102—113) überflüssig. Doch wird man zugeben müssen, daß Sinn und Tragweite der verschiedenen Analysen bei R.-G. nicht immer ausdrücklich genug herausgearbeitet werden, so daß Mißverständnisse begreiflich sind (besonders etwa 77).  
de Vries.

Picard, G., S. J., *Réflexions sur le problème critique* fondamental: *ArchPhil* 13 (1937) 1—80. — Nach vierzehn Jahren des Schweigens kommt P. auf seine Schrift „Le problème critique

fundamental“ zurück und verteidigt deren Hauptthese, die kritische Begründung der Gewißheit in der „Intuition“ des Ich, gegen Angriffe und mehr oder weniger abweichende Auffassungen. Die Schrift bietet so nicht nur wertvolle Klärungen mancher Punkte, sondern auch einen sehr guten Überblick über die verschiedenen erkenntnistheoretischen Richtungen im gegenwärtigen französisch-belgischen Neuthomismus: Die erkenntniskritischen Auffassungen von Gilson, Maréchal, Garrigou-Lagrange, Maritain, Noël und Roland-Gosselin werden kurz und treffend gekennzeichnet. Am meisten Zustimmung finden die sorgfältigen Analysen Roland-Gosselins, während manches unklare Gerede, wovon es in diesen Fragen leider mehr als genug gibt, mit Laune und nüchterner Sachlichkeit als solches aufgedeckt wird. Nicht ganz zustimmen können wir P.s Auffassung von der Prinzipienkenntnis. Wenn Garrigou-Lagrange und Maritain die abstrakte, begriffliche Erkenntnis zu sehr von der Erfahrungsgrundlage loslösen und zu einseitig bevorzugen, so scheint uns P. umgekehrt die Erfassung der Notwendigkeit, wie sie in den Prinzipien ihren Ausdruck findet, zu eng an die Erfahrung zu binden. de Vries.

Olgianti, Fr., und Orestano, Fr., *Il realismo*. 8<sup>o</sup> (VIII u. 150 S.) Mailand 1936, Vita e Pensiero. L 5.— Das Buch gibt eine Reihe von bedeutsamen Aufsätzen der Rivista *Neoscol* wieder, in denen der bekannte Mailänder Philosoph Olgianti und der Präsident der „Società Filosofica Italiana“ Orestano um eine Verständigung über die rechte Auffassung des Realismus ringen. Orestano, der seine anfangs recht befremdlichen Äußerungen im Lauf der Erörterungen mehr und mehr klärt, betont vor allem den Ausgang von der „Erfahrung“. Diese ist zwar „subjektiv“, Ich und Nicht-Ich heben sich in ihr noch nicht voneinander ab (sogar ein eigentliches Selbstbewußtsein wird geleugnet); aber in ihrer Gesamtheit weist sie doch über sich hinaus auf das transzendente Seiende. Wir kommen also zum eigentlich Seienden erst durch ein schrittweises Vorangehen (130). Demgegenüber betont Olgianti mit Recht, daß wir nie zum Seienden gelangen können, wenn wir nicht sofort bei ihm sind (103). In klaren Ausführungen über den Begriff der Realität als des „id, quod habet esse“, sucht er Orestanos Mißverständnis zu beheben. Eines verstehen wir freilich nicht ganz: Wie es miteinander vereinbar ist, wenn einerseits ganz richtig die Notwendigkeit betont wird, im heutigen Kampf gegen Phänomenalismus und Idealismus von der Realität der Erfahrung selbst (also doch wohl der „Bewußtseinstatsachen“) auszugehen (146), und andererseits doch nur die Behauptung der Wirklichkeit des äußern Gegenstandes als sicherer Ausgangspunkt des Realismus anerkannt zu werden scheint (102 f.). de Vries.

Veuthey, L., O. F. M. Conv., *Criteriologia e critica: Miscell-Franc* 36 (1936) 285—296. — Der Aufsatz gibt den beachtenswerten Vortrag V.s auf dem Thomistenkongreß in Rom wieder. Der Verf. unterscheidet scharf zwischen ‚Kriteriologie‘, die nur nach dem Kriterium von Wahr und Falsch fragt, und ‚Kritik‘, die erst die letzte Frage nach der Realgeltung der Erkenntnis stellt. Jeder Versuch, diese eigentlich kritische Frage durch eine bloße ‚Kriteriologie‘ zu lösen, verfällt der *petitio principii*. V. legt dann in kurzen Zügen die originelle Lösung der kritischen Frage vor, wie sie in seiner ‚Critica‘ (2. Aufl. Rom 1936) ausführlicher dargestellt wird. Die Übereinstimmung zwischen der immanenten Erkennt-

nis und dem transzendenten Seienden ist letztlich nur zu erklären durch die Zurückführung beider auf Gott als ihre gemeinsame Quelle, in der Idee und Sein eins sind. — Gewiß wird so treffend die letzte metaphysische Bedingung der Möglichkeit für das Aufeinanderabgestimmtheitsein von Erkenntnisfähigkeit und Gegenstand herausgestellt; so scheint V. die Sache auch selbst aufzufassen. Aber die nächste und auch nicht gar so leichte Aufgabe der Kritik, die reflex-philosophische Begründung der Tatsächlichkeit wahrer und transzendenter Erkenntnis, kann wohl nicht von der Erkenntnis dieser letzten Zusammenhänge abhängig gemacht werden. de Vries.

Boldt, K., Die Erkenntnisbeziehung (Beiträge zur Philosophie und ihrer Geschichte 5). gr. 8<sup>o</sup> (47 S.) Tübingen 1937, Mohr. *M* 1.80. — Das System der Wissenschaften, führt die Schrift aus, ist ein System der Über- und Nebenordnungen. Allen Klassifikationsbeziehungen aber liegt das Verhältnis zugrunde, daß ein Gegebenes durch einen abstrakten Begriff bestimmt werde. Darin bestehe die ursprüngliche Erkenntnisbeziehung, die mit dem „Bewußtsein“ gegeben sei, das seinerseits mit der Leibniz'schen Monade identifiziert wird. Im Gesetz der Monade seien alle möglichen Erkenntnisse und Wahrnehmungen eines Subjekts von Anfang an festgelegt. Die Objektivität der Erkenntnis sei nicht auf ein unabhängiges Sein transzendenter Gegenstände, sondern im Gesetz der Monade gegründet. — Die aristotelische Erkenntnislehre behandelt dieselbe Frage, doch in wesentlich verschiedener Weise dem Erkenntnisbegriff, der Methode und dem Resultat nach. Nicht erst in der Klassifikation, sondern in jedem Begriff wird ein unmittelbar oder mittelbar von der Erfahrung gegebener Gegenstand auf abstrakte Weise seinem inneren rationalen Gehalt nach aufgefaßt. Das Grundgesetz der Klassifikation gründet in der Erfassung der Gegenstände, die notwendig innerlich logisch gegliedert sind, beim Zustandekommen der Erkenntnis mitwirken und verschiedene Rücksichten der Betrachtung darbieten, die in der Abstraktion gesondert festgehalten werden können. — Des Verf.s Meinung, daß seine Theorie wesentlich neu sei, und die Erwartung, daß zur endgültigen Klärung der durch die Theorie erschlossenen Probleme „wahrscheinlich noch ein ganzes Jahrhundert philosophischer Forschung nötig sein“ werde (Vorwort), läßt sich nicht teilen. Nink.

Liebert, A., Die Krise des Idealismus. 8<sup>o</sup> (238 S.) Zürich 1936, Rascher. *M* 3.20; geb. *M* 4.40. — In der durch Angriffe von allen Seiten heraufbeschworenen „Krise des Idealismus“ setzt sich der Verf. mit persönlicher Hingabe und Leidenschaft für das nach seiner Überzeugung unaufhebbare Recht des Idealismus ein. Dabei bemüht er sich ehrlich, auch dem Realismus — so, wie er ihn sieht — gerecht zu werden. Dieser kommt mit seinen Einwänden ausführlich zu Wort (53–145). Es wird ihm eine hohe Kulturbedeutung zugebilligt; ja, er ist notwendig als „eine Seite an der Dialektik des Idealismus“, als eine Vorstufe, die im Idealismus „aufgehoben“ wird. Das Ganze der Philosophie aber wird erst im Idealismus erreicht; er allein kann dem Gegebenen systematische Einheit, Sinn und Wert verleihen und den Geist aus der Versklavung an die Erscheinungswelt befreien. — Leider berücksichtigt L. nur einen positivistischen oder lebensphilosophischen Realismus. Ihm gegenüber hat er es freilich leicht, die Überlegenheit des Idealismus zu zeigen, und man kann seiner Kritik in

vielen Punkten beipflichten. Wie es besonders S. 190—194 klar zutage tritt, setzt L. die Wahrheit des Idealismus bei seiner Verteidigung einfach voraus und übersieht, daß es nicht nur einen empirischen, sondern auch einen metaphysischen Realismus gibt, der den — trotz allem hohen Geistesflug — schließlich doch blässen Gedankenkonstruktionen des Idealismus den letzten Ernst der Wirklichkeit Gottes und einer durch Gottes Weisheit und Wille gesetzten Seins- und Wertordnung entgegenstellt, die der Mensch nicht frei konstruiert, sondern als überwältigende, zum Höchsten aufrufende und befähigende Wirklichkeit vorfindet. de Vries.

Ottaviano, C., *Critica dell' idealismo*. gr. 8<sup>o</sup> (194 S.) Neapel 1936, Rondinella. L 12.— Das mit großer persönlicher Anteilnahme geschriebene Buch will die gänzliche Unhaltbarkeit des Idealismus zeigen, indem es seine zahlreichen Selbstwidersprüche aufdeckt. Zunächst sollen die Widersprüche in der allgemeinen Idee des Idealismus gezeigt werden, dann die Unhaltbarkeit gewisser Grundbegriffe des Idealismus (Subjekt, Objekt, Akt des Denkens, transzendentes Ich). Die Argumente werden gehäuft; manches Wort der Kritik ist gut und treffend; andere Beweise aber arbeiten mit Behauptungen, über die sich sehr streiten läßt, oder scheinen die Ansicht des Gegners zu verzerren. Die Kritik würde gewiß klärender und überzeugender wirken, wenn statt der endlosen Aufzählung wirklicher oder vermeintlicher Absurditäten mit mehr Verständnis auch für das Berechtigte in den Intentionen und Gedankengängen des Idealismus das wirklich Wesentliche in tieferem Eindringen in die Zusammenhänge scharf herausgearbeitet würde. de Vries.

Wein, H., *Untersuchungen über das Problembewußtsein*. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 182 S.) Berlin 1937, Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. M 9.— Im Anschluß an Plato und besonders an Descartes und N. Hartmann wird das Phänomen des Problembewußtseins untersucht. Es stellt eine Unterbrechung des Erkenntnisvorgangs dar und damit zugleich eine Aufforderung zur Forschung. So ist es schon eine beginnende Überbrückung des eingetretenen Risses. Denn gegenüber der bloßen Neugier ist es eine Einstellung auf ein einzelnes Problem. Die Möglichkeiten einer Lösung werden unter Anpassung an das erst zu Erkennende abgetastet, woraus sich auch die neue Methode im Vorangehen ergibt. Es erweist sich somit schon als auf das unbekannte Seiende gerichtet und von ihm geführt, aber auch als mit den bisherigen Erkenntnissen zusammenhängend; denn aus dem Darin stehen im Sachwissen ergeben sich die Lösungsansätze. Durch diese doppelte Verbundenheit wird es auch möglich, bereits zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden und so das Verfließen ins Uferlose zu vermeiden. Im Problembewußtsein zeigt sich also, daß im seienden Gegenstand Erkanntes und Unerkanntes ontisch verbunden ist, daß es gleichsam Schichten des Offenstehens für die Erkenntnis gibt, die doch im Gegenstand ein Ganzes und Zusammenhängendes bilden. So ist jede Erkenntnis bereits wieder mit Unerkanntem verbunden und Abschluß und Anfang zugleich. Auf Grund dieser Tatsachen werden die Darstellungen des Problembewußtseins im Pragmatismus (Ursprung rein aus vitalen, nicht erkenntnismäßigen Motiven) und im Idealismus (Konstruieren nach logischen Gesetzen) als einseitig und darum den Phänomenen unangemessen abgelehnt. — Die Untersuchung ist gründlich, sachlich und in ihren Ergebnissen fruchtbar.

In Methode und Klarheit wie Schlichtheit der Darstellung erinnert sie an die Art von N. Hartmann. Brunner.

Wust, P., Ungewißheit und Wagnis. 8<sup>o</sup> (308 S.) Salzburg-Leipzig 1937, Pustet. *M* 5.70; geb. *M* 6.80. — Der aufregende, fast ängstigende Sturm einer so umwälzenden Zeitenwende wie die unsrige stellt den Menschen mit am stärksten vor die Frage nach dem Wesentlichen und damit letztlich auch Ewigen. Kommt solche „Seinsverwesentlichung“ nur unter dem harten Druck des Schicksals zustande, „dann sind gerade die Zeitalter der ‚Insecuritas historiae‘ als die außergewöhnlichen Epochen der Gnade zu betrachten“ (305). Also die völlige Umkehrung einer vergangenen Anschauung, die gerade im geruhsam friedlichen Genuß das Glück des Menschen vermeinte. Der Mensch als „Sucherwesen zwischen Ungewissenheit und Wagnis“, suchend nach Sicherung und geborgenem Dasein und doch in keiner Selbstsicherung wahrhaft geborgen sich fühlend — weder im Alltagskampf mit den Wechselfällen der Fortuna noch im höheren Ringen um eine gesicherte geistige Existenz und schon gar nicht im Selbstheilbemühen auf der religiösen Ebene (wo nicht einmal die Offenbarungsgewißheit des Glaubens die persönliche Heilsgewißheit allgemein oder auch nur durchschnittlich, weil überhaupt nur im außergewöhnlichen Begnadungsfall mitgibt, und selbst da noch wieder im Halbdunkel des mystischen Weges beläßt) — Gott fordert diesen Menschen sich selber ab, indem er ihm Geborgensein nur angedeihen läßt in der selbstverlorenen Ungeborgenheit. Wie immer bei Wust, anregende, tiefbohrende Gedanken, die zum „symphilosophiein“ einladen, wie sie solchem auch entsprungen sind. Ternus.

Siegmund, G., Psychologie des Gottesglaubens. 8<sup>o</sup> (VIII u. 256 S.) Münster 1937, Aschendorff. *M* 4.50; geb. *M* 5.50. — Das klar und anregend geschriebene Buch bietet in der Hauptsache eine Analyse der Unruhe zu Gott und des Sichfindens zu Gott auf Grund literarischer Selbstzeugnisse moderner Menschen, die um Gott ringen mußten (Strindberg, Tolstoi, Semer, Wilde, Dauthendey, Rivière, Bahr, Lux). Nach einer Einleitung über die Verworfenheit moderner Religions- und Gottesbegriffe wird zunächst in vorsichtig abwägender Weise über den Wert literarischer Selbstzeugnisse für psychologische Analysen gehandelt. Die Grenzen dieser Werte werden wohl gesehen, aber mit Recht wird gegen zu große Skepsis auch der positive Wert solcher „Quellen“ hervorgehoben. Es folgen dann die Kapitel über den seelischen Aufbau der Unruhe zu Gott, ihre beiden Formen — Streben nach objektivem absolutem Wert und nach subjektiver Wertsteigerung —, beides Aspekte des einen „Appetitus naturae“. Über die Bedeutung des Intellektes im Finden Gottes wird in Anlehnung an Girgensohn, über die Bedeutung des Willens im Suchen Gottes und im religiösen Gottfinden in Auseinandersetzung gegen Girgensohn gesprochen; Gottesglauben wird als sittliche Entscheidung und Gesinnung gezeigt. Ein letzter Abschnitt weist auf das neurotisch Verkrampfte in der Seelenhaltung des Unglaubens und auf die Konvergenz von Gottesglauben und seelischer Gesundheit. Das Buch dürfte auch über engere wissenschaftliche Kreise hinaus Interessenten finden. Willwol.

Motte, A. R., Théodicée et Théologie chez S. Thomas d'Aquin: RevScPhTh 26 (1937) 5—26. — Wie kann die Existenz Gottes bewiesen werden, da sie doch Inhalt eines Glaubensartikels ist? M. untersucht die verschiedenen Lösungen des Aquinaten. Eine

erste, aber weniger befriedigende liegt in der Schwierigkeit, die Thomas gegenüber Avicenna empfunden habe, die Nichtmittelbarkeit der Schöpfungsmacht an ein Geschöpf zu beweisen. In den spätern Schriften betont der englische Lehrer vor allem den konkret inhaltlichen Unterschied bei den beiden Erkenntnisweisen. Der Gott, den der Gläubige erkennt, ist der, dessen Vorsehung er vor allem auf den Spuren der Heilsgeschichte verfolgen kann und dessen Befehle er entgegen nimmt, mit dem er in ganz neue, viel innigere Verbindung tritt. M. a. W., die Erkenntnis wird viel lebendiger, besonders was die Attribute der Weisheit, Allmacht, Vorsehung und Liebe Gottes betrifft. Die Theologie als Wissenschaft und die Philosophie, die in ihren materiellen Ergebnissen sich bezüglich der natürlichen Erkenntnisse über Gott decken, unterscheiden sich doch wieder, weil bei der Theologie der ganze aus dem Glauben gewußte konkrete Inhalt mitschwingt, wenn er auch nicht als solcher in die wissenschaftlichen Begriffe eingeht.  
Rast.

Köhler, R., Logischer Gottesbeweis. Zweite, erweiterte Auflage der „Ethik als Logik“. 8<sup>o</sup> (80 S.) Breslau 1937, Hirt. M 2.75. — Der Titel des Buches ist irreführend. Denn der Gott, der hier bewiesen wird, hat mit dem persönlichen, transzendenten Gott höchstens den Namen gemeinsam. Für den Verf., der noch ganz im Bann des transzendentalen Idealismus der Vorkriegszeit steht, ist Gott „die Idee der Sinnmacht als logischer und transzendentaler Realität“. In Anlehnung an die Antinomien Kants gelangt K. zur Annahme der „Idee eines wirklichkeitsüberlegenen Sinnes“. Denn auf die Wirklichkeit eingeschränkt erscheint der Bewußtseinsprozeß als zufällig entstanden, unvollkommen, als etwas Gleichgültiges dem Leiden verhaftet, wegen der Unausgeglichenheit zwischen Schuld und Strafe willkürlich und wegen des Todes als etwas Letztes. Erst wenn dieser Prozeß durch die genannte Idee (Gottes) geordnet wird, ist er systematisch, sinnerfüllt und wissenschaftlich faßbar. So wird Gott dem nordischen Menschen zu einem „nur logisch, nicht transzendental deduzierbare(n) Ideal der Wirklichkeitsüberlegenheit als vereinheitlichendes, an sich unerkennbares, aber überraumzeitliches, überkategoriales, übertranszendentales, mittels logischer Synthesis eben noch erfassbares Letztes“. — Die aufgestellten Antinomien ließen sich wohl als Ansatzpunkte verwenden, um zu einem transzendenten Gott als letztem Sinn alles Geschehens aufzusteigen. Durch seine kantische Voraussetzung hat sich K. dieser Einsicht verschlossen. Die Berufungen auf Eckhart (als Vorläufer des transzendentalen Idealismus) und die Ausfälle gegen die syrische Weltauffassung vermögen den wissenschaftlichen Wert des Buches nicht zu erhöhen.  
Rast.

#### 4. Naturphilosophie und Psychologie.

Donat, J., S. J., Cosmologia (Summa phil. christ. 4). Ed. 9 et 10 retracta. 8<sup>o</sup> (VIII u. 413 S.) Innsbruck 1936, Rauch. M 4.50. — Die Summen des P. Donat erfreuen sich immer noch starker Nachfrage. Der Verf. hat es eben verstanden, seinen Büchern den alten Inhalt zu lassen, wie er nun einmal zu einer christlichen Naturphilosophie gehört, aber immer das Gewand zu wechseln, wie es dem Stand der Wissenschaften entsprach. Doch dürfte die Zeit gekommen sein, wo es nicht mehr angeht, in dem Lehrbuch selbst die wissenschaftlichen Ausführungen zu bieten; diese

müssen allmählich den eigentlichen Fachwerken überlassen werden; in den philosophischen Schulbüchern muß eine kurze Zusammenfassung und Bewertung genügen. Sonst geht das eigentlich Philosophische unter in astronomischen, physikalischen und chemischen Ausführungen, und auch die Kürze, die dem Innsbrucker Kursus nachgerühmt wird, geht dabei verloren. Frank.

Spann, O., *Naturphilosophie (Die Herdflamme. Erg. Bd. 7)*. 8<sup>o</sup> (X u. 292 S.) Jena 1937, Fischer. *M* 8.—; geb. *M* 9.50. — Eine Stellungnahme zu diesem Buche verbietet sich an dieser Stelle. Dafür ist es viel zu weitgreifend und spekulativ eigenwillig. Von allen bisherigen Spann-Büchern vielleicht das künste. Es will „den wahren Begriff der Natur wiedererobern, den Begriff der Innerlichkeit der Natur“. Darum der Verfahrensweg von der Innenerfahrung zur Außenbelehrung, von der Idee zur Natur. Spann knüpft auch hier wieder an Platon und Schelling als seine bevorzugten Philosophen an. Mehr noch glaubt er bei Eckhart die Kernidee dieses Buches wiederzufinden: das Enthaltensein von Natur und Geist im gemeinsamen Urgrund. Die organische Welt wird dem Feld der Naturphilosophie in diesem Buche nicht gezählt. Denn alles Leben, auch das in Tier und Pflanze ist begeisteter Stoff, ist Verbindung von Geist und vorräumlicher Wurzel des Stoffes. Was die ersten Grundbegriffe der Naturphilosophie (Raum, Zeit, Stoff, Bewegung usw.) angeht, so gelten unter methodischer Voraussetzung der Naturganzheitsbetrachtung Sätze wie diese: Zeit ist nur durch Zeitloses, Stoff nur durch Stoffloses, Raum nur durch Raumloses; der Weg der Verräumlichung einer an sich vor- und überräumlichen Urnatur geht von der vorräumlichen Wesensbestimmtheit durch die Zeitgestalt über die Natureigenschaften zur Raumgestalt. Um zwei Pole schwingt das ganze Buch: die rein ideale Urnatur, als Prinzip der Ausgliederung und Rückverbundenheit der Naturglieder auf der einen Seite; das große Naturgeheimnis Raum auf der andern Seite. „Nur wer den Raum versteht, versteht die Natur“ (68). Raum aber meint nicht ein gegebenes Fertiges, sondern ein Raumschaffen der Natur, eine Tat, die darum auch nur in mitgehender Versenkung zu erfassen ist. Die Natur, aus Gottes Hand hervorgegangen, ist selbst geschaffenen-schaffende Bildnerin, beseelt von einem durchgehenden Weltgeist, der zwar nicht denkt, aber empfindet. „Wenn wir die Vergegenständlichung (das Denken) aus unserm Wesen ausschalten, erwacht in uns die Weltseele“ (261). Durch unsere Sinne sind wir rückverbunden mit der eigentlichen Wahrheit der Natur, ihrer Innerlichkeit, die Weltseele ist. — Wir sind mitten in romantischer Naturphilosophie. Nach S. liegt der Schlüssel zur Natur im Herzen. „Das Wissen von der Natur muß allzeit so beschaffen sein, daß es mit der hohen Kunst zusammentrifft“ (286). Ternus.

Köppen, W., *Fünf Aufsätze zur Philosophie der Natur und Geschichte*. 8<sup>o</sup> (64 S.) Wien 1936, Hölder. *M* 1.90. — Am Vorabend seines 90. Geburtstages hat der Verf. das Vorwort für dieses Büchlein geschrieben. K., als Fachmann Meteorologe und Geologe, hat sich auch über andere Dinge seine eigenen Gedanken gemacht, die er für wichtig genug hält, sie der Nachwelt zu überliefern. Sie sind es auch! Die fünf Aufsätze sind betitelt: Versuch einer Klassifikation des Geschehens; Das Gesetz der langen Zeiten; Eine Experimentaluntersuchung ohne Apparate; Das oberste formbestimmende Prinzip bei Pflanzen und Tieren; Die Periodizi-

tät der sozialen Revolutionen (mit Geschichtstafel). — Man empfindet wohlthuend die Abgeklärtheit seiner Urteile, wenn man auch manchmal merkt, daß es sich um Dinge handelt, die außerhalb seines Fachgebietes liegen, wie z. B. im 4. Aufsatz. Die Ausführungen über die Periodizität der sozialen Revolutionen sind sehr interessant zu lesen; ob aber ein Gesetz dahinter steckt, durch das der zeitliche Rhythmus festgelegt wird, ist schwer zu zeigen.

Frank.

Mignon, A., *Pour et contre le Transformisme*. Darwin-Vialleton. 8<sup>o</sup> (521 S.) Paris 1937, Masson. Fr 50.— In diesem Buch erlebt man noch einmal den ganzen Kampf um die Erklärung der Geschichte des Lebens auf unserer Erde. Manches, was noch vor 30—40 Jahren als unerschütterliche Wahrheit vorgetragen wurde, wird jetzt viel ruhiger und weniger zuversichtlich gelehrt, nicht nur in der Einzelfrage der Entstehung neuer Arten, sondern auch in viel tiefer liegenden Fragen, die damit in Verbindung gebracht wurden. Manches hat sich auch einfach als Illusion und Irrtum herausgestellt, das man allmählich der Vergessenheit anheimfallen lassen kann. Aber es ist gut, noch einmal den ganzen geschichtlichen Verlauf der Streitfrage an sich vorüberziehen zu sehen. Der Verf. stellt die ursprüngliche Lehre Darwins mit großer Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit dar und stellt ihr dann gegenüber, was ein großer zeitgenössischer französischer Forscher bei seinen Studien dafür und dagegen gefunden hat. Vialleton hat zunächst gezeigt, wie oberflächlich Darwin und seine Anhänger die Beweise aus der Embryologie auffaßten, ja zu ihrer Zeit auch auffassen mußten, da streng wissenschaftliche Untersuchungen kaum vorlagen. Die hat eben Vialleton in den langen Jahren seiner Forscher- und Lehrertätigkeit vielfach erst geleistet. Der Hauptwert für den Philosophen liegt aber darin, daß Vialleton nachweist, wie man sich ohne Ziel- und Zweckstrebigkeit kein vernünftiges Bild von der Entwicklung des Lebens machen kann. — Wenn auch das Interesse an der Entwicklungslehre in der großen Öffentlichkeit nachgelassen hat, so fehlt es doch nicht an Männern der Wissenschaft, die sich immer noch an Darwin anklammern, wenn auch in etwas getarnter Form, weil ja der Materialismus und der Zufall augenblicklich nicht Mode ist. In Frankreich aber sind die unentwegten Materialisten noch stark an den Hoch- und Mittelschulen vertreten, wie die Literatur der letzten 10 Jahre deutlich zeigt. Gegen sie hat man in dem Buch eine vortreffliche Waffe.

Frank.

Mie, G., *Die Denkweise der Physik und ihr Einfluß auf die geistige Einstellung des heutigen Menschen*. 8<sup>o</sup> (37 S.) Stuttgart 1937, Enke. M 1.— Das Büchlein gibt einen Vortrag wieder, den der Verf. im Oktober 1936 in der Luther-Akademie in Sondershausen gehalten hat. Diesem Anlaß entsprechend wird überall das besondere Verdienst des Protestantismus um den rechten Geist der Naturwissenschaften hervorgehoben. Nicht immer sehr glücklich. So nimmt M. gleich anfangs den Sinn für Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ganz besonders für den Protestantismus in Anspruch: „Der Protestantismus hat im ganzen die geistige Welt mit der unbedingten Liebe zur Wahrhaftigkeit und Klarheit durchtränkt, ohne welche die Wissenschaft nicht gedeihen kann“. Und dann heißt es S. 7: „Jeder ... Sieg über die Unwahrhaftigkeit führt nur dazu, daß wir in ... Sünden und Lügen um so mehr verstrickt werden.“ Das wäre also auch dem Protestantismus in

Rechnung zu setzen. Ref. urteilt nicht so streng über den Protestantismus. — Der Verf. ist bekannt als Universitätslehrer der Physik und Verfasser sehr angesehener Lehrbücher seines Fachs. Was er in dem Hauptteil seines Vortrags auseinandersetzt über die Bildung der physikalischen Begriffe im engeren Sinn, „der definiten Begriffe“ mit einem klar festgelegten Inhalt, in denen das eigentliche Wissen der Physik und der Mathematik niedergelegt ist, enthält eine sehr klare und gerade auch für den Nichtphysiker wertvolle Darstellung der Denkweise der modernen Physik. Den definiten Begriffen der physikalischen Fachwissenschaft stehen gegenüber die nicht definiten oder lebendigen Begriffe, die wir nicht mathematisch genau festlegen können, die aber auch der Physik, wie jeder anderen Wissenschaft zu tiefst zu Grunde liegen. Das scheinbare Versagen des Kausalitätsprinzips wird sehr klar und überzeugend dargestellt als ein Versagen der menschlichen Fähigkeiten die Zusammenhänge zu erkennen. Das Wunder ist dem Verf. ein Ereignis, in welchem der fromm besinnliche Mensch das Walten Gottes besonders eindringlich spürt. M. bekundet sich in der ganzen Schrift als überzeugten, christusgläubigen Protestanten.

Meurers, J., Wilhelm Diltheys Gedankenwelt und die Naturwissenschaft. (Neue Deutsche Forschungen, Abt. Philos. 18.) 8<sup>o</sup> (125 S.) Berlin 1936, Junker und Dünnhaupt. M 5.50. — Die Untersuchung zeigt, daß einerseits Diltheys kritische Beschreibung der zeitgenössischen Naturwissenschaft zum Teil bereits damals nicht mehr gültig war, andererseits die heutige Naturwissenschaft seine Forderungen weitgehend erfüllt hat und darüber noch hinausging. Diltheys Kritik bezog sich vor allem auf konstruktive Elemente in der Naturerklärung, die, über das unmittelbare Erleben hinausgehend, dem Geschehen begrifflich konstruierte Entitäten unterlegten. Diese Elemente wie Substanz, Kraft sind heute fast völlig ausgemerzt. Geblieben ist eine mathematische *Naturbeschreibung* in einem vier-dimensionalen Zeit-Raum-System, die auf jede Anschaulichkeit und jede *Naturerklärung* bewußt verzichtet. — Der Verzicht auf die konstruktiven Elemente ist wohl nichts anderes als der Verzicht auf übernommene metaphysische Begriffe, die tatsächlich in eine Wissenschaft, die ja keine Seinsklärung geben will und kann (vgl. A. Brunner, Grundfragen der Philosophie, IV: Philosophie der Wissenschaft), nicht hineingehören. Hervorzuheben ist an der Arbeit die besonnene Scheidung zwischen Wissenschaft und Philosophie und die Kenntnis nicht nur der physikalischen Tatsachen und Formeln, sondern auch ihrer Bedeutung. M. weiß, daß von den alten klassischen Begriffen wie Kraft, Masse, Bewegung nur noch die Namen und ganz ferne Analogien geblieben sind, daß es aber fast unmöglich ist, den Sinn der mathematischen Formeln der Physik, die nur Zusammenhangs-, Strukturbeschreibungen sein wollen, mit diesen Ausdrücken verständlich zu machen, eine Einsicht, die z. B. in den meisten Kontroversen gegen und vor allem für das hylemorphismische System vollständig abwesend ist. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. sich weiterhin in dem gleichen Sinne mit naturphilosophischen Fragen beschäftigte.

Brunner.

Schmidt, P. H., Philosophische Erdkunde. Die Gedankenwelt der Geographie und ihre nationalen Aufgaben. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 122 S.) Stuttgart 1937, Enke. M 5.—; geb. M 6.60. — Philosophie ist für Sch. die „Zusammenfassung alles schöpferischen Wissens“ (3).

Demnach versteht er unter philosophischer Erdkunde eine Zusammenschau des gesamten Wissens über unseren Planeten Erde. Das Buch bietet so ein abgerundetes Bild von dem Gefüge der Erde und ihrer Stellung im Weltenraum; dem Leben auf ihr; den Beziehungen, die statthaben zwischen dem Bewußtsein und den Gegebenheiten der Welt; schließlich von der Schönheit und dem Sinn der Erde. Natürlich muß sich bei der kurzen Darstellung dieses Bild auf die großen Züge beschränken, und es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß noch viele Fragen der Beantwortung harren, insbesondere da, wo es sich handelt um die Einwirkungen der Landschaft — im weitesten Sinn — auf die Formung des geistigen Antlitzes der Menschen. — Die gebotene Zusammenfassung des gesamten erdkundlichen Wissens ist nicht nur eine mechanische Aneinanderreihung und Zusammenstellung der einzelnen Ergebnisse der Fachwissenschaften, die Haltung dem Tatsachenmaterial gegenüber ist nicht die des exakten, strengen Wissenschaftlers, sondern eher die des Künstlers und Dichters. — Ohne einer derartigen ästhetischen Naturbetrachtung und Weltsinndeutung ihren Wert absprechen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß der Titel „Philosophische Erdkunde“ kaum gerechtfertigt ist; vor allem gibt diese besinnliche Gesamtschau keine Antwort auf die Frage nach dem Wesen der geographischen Erscheinungen, wie sie Sch. selber von der Philosophie fordert (5).  
Junk.

\* \* \*

Donat, J., S. J., *Psychologia* (Summa *Phil.* christ. 5). 8. Aufl. 80<sup>o</sup> (VIII u. 520 S.) Innsbruck 1936, Rauch, M 5.20. — Die Summa philos. des verdienten Innsbrucker Professors bedarf keiner besonderen Empfehlung. Ihre Vorzüge didaktischer Klarheit und Übersichtlichkeit, ebenso das Interesse für neu entstehende Fragen — gleichgültig, ob man deren Lösung immer bis ins letzte übernehme oder nicht — sind mit Recht wohlbekannt. Der vorliegende Bd. hat in seiner 8. Auflage verschiedene Erweiterungen erfahren in der Behandlung sinnespsychologischer Fragen, in der Besprechung des Unbewußten, des Charakters, des Okkultismus, der Psychoanalyse, der psychischen Vererbung, der Rasse und der Frage nach dem Alter der Menschheit. Willwoll.

Bericht über den 15. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Psychologie in Jena 1936, Fischer, M 18.—. — Nach Sanders Sammelreferat (30 S.) über die neuere deutsche Gefühlslehre gilt heute als Gefühl jede Gestaltqualität des Gesamerlebens, auch das unklare Denken. An sich ist eine Umänderung einer Definition frei. Indessen scheint hier dann das Wort so vage, daß es kaum mehr brauchbar ist. — Sehr gut zeigt Wellek, daß die ästhetischen Gefühle beim Kunstgenuß nicht Scheingefühle sind, sondern von derselben Art wie die gewöhnlichen Gefühle. — Hellpach stellt für die Jahre von 4—20 eine Dreiteilung auf von etwa je 5 Jahren: die Noese, die nach Erkennen strebt; die Eidese, die besonders für die dauernde Aneignung des Schulwissens vorteilhaft sei; die Thymose, die Lebenskrise zur Formung des Charakters. — Über den Willen orientiert das Sammelreferat von Ach meist auf Grund seines Buches, das wir schon in dieser Zeitschrift besprochen; er leugnet wieder die Willensfreiheit, geht aber auf die verhängnisvollen Folgen seiner Lehre für die Verantwortung nicht ein. — Krüger sieht in der Willensfreiheit gar eine spätscholastische (?) Lehre von dem ur-

sachlosen Willen. In der Wirklichkeit hat nach allgemeiner Lehre der freie Willensakt seine Ursache, nämlich im Willen selbst (der Seele), der das eine tut, während er statt dessen ein anderes hätte tun können. — *W. Metzger* erklärt die optische Größe und Formkonstanz so, daß aus dem gleichen Netzhautbild rein körperlich ein nach Umständen verschiedenes Bild im Gehirn entstehe. Er selbst nennt seine Hypothese erstaunlich. In der Tat, wie kämen die Erregungen in der Netzhaut dazu, ohne Direktion durch Erfahrungserkenntnisse nach anderen Zentra zu wandern als den anatomisch vorgezeichneten? — *Zietz* führt die Untersuchungen Piagets über das physikalische Denken der Kinder weiter bis zum 14. Jahr. Danach beachten erst die begabteren Vierzehnjährigen die objektive Zeitordnung bei ihren Erklärungen. — Interessant ist die Feststellung der seelischen Unterschiede in der bayerischen Jugend von *Huth* auf Grund der Untersuchungen der Berufsberatungsämter. Die vierzehnjährigen Knaben zeigen sich überlegen im Denken, im Gebiet von Form und Zahl und im schnellen Tempo; die Mädchen hingegen in Gedächtnis, in Sprache und Sorgfalt der Arbeit. Vergleicht man die beiden bayerischen Großstädte, so überragen sie das übrige Land in allen sechs Punkten; die Kunststadt München hinwieder überwiegt in Denken, Form und Zahl und in Sorgfalt; die Industriestadt Nürnberg in Gedächtnis, Sprache und Tempo. Fröbes.

*Meili, R.*, Psychologische Diagnostik. Eine Einführung für Psychologen und Erzieher. gr. 8<sup>o</sup> (251 S.) München 1937, Reinhardt. *M* 6.—; geb. *M* 7.50. — Es ist wohlthuend, ein so sachlich, besonnen und klar geschriebenes Buch zu lesen. *M.* bietet die reife Frucht neunjähriger praktischer Erfahrung und Arbeit. Er gibt zuerst eine knappe Übersicht über praktische Aufgaben und Hilfsmittel psychologischer Diagnostik und eine Kritik der Intelligenzschätzung. Ein ausführlicher, das Spätere theoretisch grundlegender Abschnitt handelt von Struktur und Strukturtypen der Intelligenz, den verschiedenen „Intelligenzfaktoren“ (als welche der Verf. logische „Sensibilität“, Komplexität des denkenden Erfassens, Einheitlichkeit, Festigkeit, Intensität innerer Spannungen u. a. betrachtet) usw. Die Auffassung *Spearmans* von einem „einheitlichen Intelligenzfaktor“ lehnt *M.* ab. Er will aber auch die Aufreihung der Intelligenzfaktoren nicht als eine letzte und endgültige betrachtet wissen. Kürzer handelt die theoretische Grundlegung von der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, Zeichenfähigkeit, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, räumlicher Vorstellungsfähigkeit, Motorik, über einige charakter-typologische Begriffe und charakter-diagnostische Methoden. Das eineinhalbseitige charakterologische „Schema“ des Verf. bedürfte naturgemäß breiterer Ausführung und Konkretisierung. Die folgenden Abschnitte besprechen die Technik der Prüfung, Analyse und Kontrolle des Tests, die Einwirkung allgemeiner Faktoren auf die Testleistungen und die psychologische Diagnostik in der Schule. Der Anhang erörtert die Technik einiger Tests. Vor allem als Einführung für Lehrer gedacht, behandelt das Buch mit begründeter Einseitigkeit vornehmlich die Diagnostik der Intelligenz. Als „Einführung“ überschüttet es nicht mit der ganzen Materialfülle, bietet aber eine schöne Auswahl aus der Fülle von Methoden. Willwol.

*Krueger, F.*, Das Wesen der Gefühle. Entwurf einer systematischen Theorie. gr. 8<sup>o</sup> (38 S.) Leipzig 1937, Akad. Verlagsges. *M* 1.60. — Die kleine, aber inhaltreiche Schrift, vor

neun Jahren zum erstenmal in englischer Sprache erschienen und in ihrem deutschen Text mehrmals vervollkommnet, führt in einen Kerngedanken, vielleicht in den Kerngedanken des psychologischen Forschens ihres Verf. ein. Schon darum heischt sie Interesse und etwas breiteren Hinweis, als es sonst bei einer kleinen Broschüre der Fall wäre. In kurzer, übersichtlicher Linienführung zeichnet K. zunächst die Entwicklung der Gefühlspsychologie aus atomistischer Bausteinchen-Psychologie des positivistischen Jahrhunderts (die sich das Gefühlsleben aus einfachen Gefühlsatomen, meist aus Lust und Unlust, zusammengebaut dachte) zu ganzheitlicher Gefühlstheorie, wie sie dem Verf. von früh an vorschwebte. Ein 2. Kapitel weist auf die besonderen Schwierigkeiten, die sich aus der komplexen Eigenart des Gefühlslebens für Methode und durchsichtige Theorie der Gefühlspsychologie ergeben. Je mehr das ganzheitliche Erleben analysiert wird, desto größer wird die Gefahr, daß es sein Charakteristisches, die Ganzheit, verliert; jede summenhafte Betrachtungsweise ist aber für die Behandlung des Gefühlslebens besonders gefährlich, während andererseits seine ganzheitliche Betrachtung besondere Schwierigkeiten klarer Darstellung bringt. Der Hauptteil der Arbeit entwickelt die Gefühlstheorie des Verf.: Gefühle sind „unterschieden von allen anderen Erlebnisarten, auch den umfassendsten und komplexesten unter ihnen, aber im Zusammenhang damit; es sind die Komplexqualitäten des jeweiligen Gesamtganzen, des Erlebnistotals“ (18). „Das Gefühl verhält sich zu dem gesamten sonstigen Erlebnisbestande so, wie die spezifischen Eigenschaften eines jeden Teilganzen zu dem, was innerhalb seiner oder an ihm noch unterscheidbar sein mag“ (22). „Die Erlebnisqualitäten dieses Gesamtganzen sind das Gefühl“ (14). Von dieser Auffassung des Gefühls aus erklärt sich die Universalität der Gefühle in ihrer Bedeutung für alles Erleben, ihre Wandelbarkeit und Labilität und ihr Qualitätenreichtum (nicht einige wenige „Elementargefühle“ als „Gefühls-elemente“, sondern eine unüberschaubare und nicht registrierbare Vielgestaltigkeit, aus der sich freilich einzelne Formen besonders eindrucklich herausheben). Auch über den Rahmen der Gefühlspsychologie hinaus bietet die Schrift viele „ganzheitspsychologische“ Anregungen (daß z. B. die Denkpsychologie den Gefühlsfaktor bislang etwas wenig hervortreten ließ, läßt sich kaum ganz bestreiten; vgl. des Ref. „Vom psychologischen Apriori in unseren Urteilen“ 1931), auch wenn man dem Worte „Ganzqualität“ den Ausdruck: „von allem anderen Erleben sich abhebender Bewußtseinsreflex des Lebensganzen“ vorzieht. Willwoll.

de J. Chauvet, F., *Las pasiones* (Las ideas filosoficas de Juan Duns Escoto sobre las pasiones). 8<sup>o</sup> (233 S.) Barcelona 1936, Beltran. — Ein begeisterter Schüler der Philosophie des Scotus stellt hier dessen Lehre über die Gefühle zusammen, mit Hervorhebung der metaphysischen Fragen. Daß Scotus die Liebe als ein Wollen faßt, Freude und Trauer als intellektuelle, Lust, Unlust als sinnliche Gefühle, sind Begriffsssetzungen, die man ebenso gut machen kann, wie die andersartigen bei Thomas. Der Gegensatz des Gefühls zum Streben wird gut beschrieben. Als seine Ursache stellt Scotus das Objekt hin; freilich mit Vorbehalten: so daß es schließlich nur noch heißt: *passiones sunt quasi ab objecto*. Damit meint er nicht das körperliche Objekt, sondern das erkannte oder erstrebte Objekt. — Die Redeweise wird verständlicher, wenn man an die Art denkt, wie etwa der erkannte

Zweck uneigentliche (metaphorische) Ursache des folgenden Strebeaktes heißt; die wirkliche Ursache ist die das Ziel erkennende Seele, die wegen eines Grundgesetzes ihrer Natur (man könnte das einen höheren Instinkt nennen) daraufhin den Strebeakt erweckt; der Erkenntnisakt allein enthält ja den Strebeakt nicht virtualiter in sich, könnte nicht seine ganze Ursache sein. In gleicher Weise wird auch die das Objekt erkennende Seele wegen einer Naturanlage zum entsprechenden Gefühlsakt übergehen. Diese Fähigkeit kann Strebevermögen genannt werden, wenn man Streben in weiterem Sinn nimmt. — Die sinnlichen Gefühle werden eingehend beschrieben, nach dem Gegensatz des Konkupisiblen und Irasziblen. Ähnlich werden die höheren intellektuellen Gefühle geordnet. Beim höheren Willen wird eine Reihe Instinkte eingeführt, wie die Liebe zur Gerechtigkeit, zur Wahrheit, zum Unendlichen. Die höheren Gefühle (die auch Thomas annimmt, nur daß er sie nicht *passiones* nennt) sind regelmäßig von sinnlichen begleitet. — Zur Passivität des Gefühls möchte ich bemerken, daß sie auf den psychologischen Charakter dieses Vorganges geht, indem die Seele darin keine Relation zum Objekte zeigt, im Gegensatz zum Denken und Wollen; dagegen ist nicht bewiesen, daß ihm die Wirkursache in der Seele fehlt; die ist die Seele selbst mit der geeigneten Fähigkeit, wie eben besprochen. — Zum Schluß wird der historische Zusammenhang dargestellt, die Vorgänger des Skotus und die Nachwirkungen seiner Lehre. Das schöne Buch ist für die Kenntnis der skotistischen Psychologie sehr bedeutsam. Fröbes.

Maill, G., Konstitution und Affekt (Ergbd. 25 der ZPsych). gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 104 S.) Leipzig 1936, Barth. *M* 6.60; geb. *M* 8.60. — Sehr viele Versuchspersonen wurden in verschiedensten Lagen beobachtet. Dann wird ein Psychogalvanogramm aufgenommen, in der Ruhelage und nach Reizdarbietungen, das psychomotorische Tempo bestimmt und die Pulskurve. Allgemein zeigen die körperlichen Wirkungen der Gefühle starke Schwankungen in der Zeit; bei Darbietung einer Schallplatte können sie zunehmen oder abnehmen. Allgemeine Gesetze werden leider nicht festgestellt, sondern nur einzelne Fälle gut besprochen. Weiter werden verschiedene Reaktionslagen unterschieden. Die anergische bedeutet minimale Aktivität, wie in größter Ermüdung; nur zwingende äußere Reize werden beantwortet. Das kommt selten als Dauertypus vor, öfter als Phase nach größter Ermüdung. Die hyperergische Lage bedeutet eine Besserung. Die normergische ist die harmonische Entfaltung der Funktionen, hohe Leistungsfähigkeit, lebhaftige Bewegungen, schnelles Tempo. Das Extrem ist die hyperergische Reaktionslage mit unruhigen Bewegungen. Der Unterschied der Zyklothymen und Schizothymen wird bei allen gewürdigt. Es werden viele Anregungen gegeben. Fröbes.

Korff, E., Handschriftkunde und Charakterkenntnis. Lehrgang der praktischen Graphologie. 8<sup>o</sup> (392 S.) Homburg 1936, Siemens-Verl. *M* 9.80. — In didaktisch glücklicher, knapper und klarer Form bieten 12 Hefte eine Einführung in die Kunst der Graphologie. Nach einführenden Darlegungen von Gegenstand und Methode der Graphologie und nach einer Besprechung der (schon von Lavater abgewiesenen) Einwände folgen zunächst theoretisch grundlegende Erörterungen über die Bewegung, ihre Strukturformen, die Typengruppen, Stilhaltigkeit und Stilarmut der objektivierten Bewegung in der Schrift. Vier Hefte führen alsdann in

die Beziehungen zwischen der persönlichen „Tinktur“ der Schrift und dem Charakter des Schreibers ein. Die letzten vier Hefte unterweisen über die praktische Arbeitsmethode, bieten Beispiele graphologischer Gutachten und einen Überblick über das Schrifttum und die Anwendungsgebiete der Graphologie. 258 Handschriften-Proben sorgen dafür, daß die Arbeit des lernenden Lesers sich nicht ins bloß Theoretische und Abstrakte verlieren müsse. Besonnene Zurückhaltung gegen alle bloß sensationelle Deutungsmanie und stark ganzheitspsychologische Grundhaltung des Verf. tragen dazu bei, das Buch zu empfehlen. Willwoll.

Glahn, A. F., Seele und Geist, Charakter und Anlagen. (Glahns Pendelbücherei 4) 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (160 S. u. 16 Abb.) Memmingen 1936, Uranus. M 1.50. — Das Büchlein will nicht etwa einen Aufriß der Psychologie oder der Charakterologie geben, auch nicht eine Auseinandersetzung mit neuen lebensphilosophischen Geist-Seele-Theorien. Es handelt, mit stark astrologischem Einschlag, über die Kunst des Pendelns. Es bietet u. a. eine Art Deutungslexikon von Pendelbewegungen und Abschnitten über Verwendbarkeit des Pendels im Dienst des Untersuchungsrichters und der Berufsberatung. Ferner werden wir unterrichtet über die „Polarität“ von Mann und Weib und den Einfluß von Sonne und Mond, über das Horoskop des Menschen, und daß verschiedene Dinge unter dem Einfluß verschiedener Sterne stehen, z. B. Raute, Kümmel, Maulwurf, Esel, Wolf, Hase, Nattern, Schlangen, Kraniche, Austern, das Blei und unter den „Elementen“ die Erde unter Saturn, worüber wir zwecks vertiefter Studien auf die astrologische Literatur verwiesen werden. Die Seele, die uns bewußt wird, gilt als wandelbarer Komplex von Seelenatomen, die u. a. von kosmischen Bedingungen abhängig sei, wie die Astrologie sie vorausberechnen lasse. Das genüge zur Charakteristik. Willwoll.

## 5. Ethik. Rechtsphilosophie und Staatslehre.

Mesnard, P., *Essai sur la Morale Cartésienne*. 8<sup>o</sup> (235 S.) Parys 1936, Boivin. Fr 25. — Nach Aufzeigung der philosophiegeschichtlichen Grundlagen stellt M. vor allem die Einheit des Moralsystems Descartes' und die Bedeutung seiner Moral für das Ganze seines Systems, selbst seiner Physik, heraus. Der Hauptvorteil des Werkes ist die Vertrautheit des Verf. mit der Scholastik, vorab dem Aquinaten, sowie mit der geistigen Umwelt des Descartes, wie u. a. seine Arbeit *L'essor de la philosophie politique au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1936 beweist. So waren die Vorbedingungen für eine systematische Würdigung Descartes' geboten, z. B. seiner Lehre über die Leib-Seele-Einheit, die Leidenschaften, die Glückseligkeit, die Haupttugend „Vornehmheit“ (*générosité*) und über die wahre Politik im Gegensatz zu Macchiavelli. Letzte Erklärung findet bei Descartes alles in seiner echten Religiosität. — In der Sondernummer der *RevMétMor* 44 (1937) 1—352 zum Discours-Jubiläum sind M.s Ausführungen bereits verwertet; doch erscheint A. Rivaud (60 f.) *Descartes' System* nicht so einheitlich; für andere (187—298) ist Descartes' Lehre über die Leib-Seele-Einheit, von der das Moralsystem wesentlich abhängt, eine unlösbare Schwierigkeit. M. benützt schon Laberthonnière's nachgelassenes Descartes-Werk, nicht aber, wie es scheint, A. Koyré, *Descartes und die Scholastik* (1923) und die *Correspondance du P. Mersenne* von Paul Tannery (vgl. *Schol* 10 [1935] 120). Gemmel.

Rousselot, P., S. J., *Quaestiones de conscientia, quas in facultate theologica Institutii cath. Parisiensi anno Dom. M'CMXII explicabat. Eas praefatione instruxit J. Huby, S. J.* (Museum Lessianum, Sect. theol. 35). gr. 8<sup>o</sup> (83 S.) Paris 1937, Desclée. Fr 15.— Die Herausgabe des inhaltreichen Vorlesungstextes R.s über die Lehre vom Gewissen, besonders über das Geschichtliche und Systematische des Probabilismus, ist auch heute noch dankenswert, vor allem wegen des bekannten selbständigen, unparteiischen Vorgehens R.s. Er berücksichtigte schon die damaligen Arbeiten von Gardeil und Renz über *opinio* und *prudencia*. Sein Hauptziel ist, die Wichtigkeit der Ordnung der menschlichen Sinnlichkeit, deren Störung oft die Quelle des Irrtums und falscher Wahrscheinlichkeitsurteile ist, und damit das Bedeutsame wahrer *prudencia* herauszustellen. Mögen nun andere das Intellektuelle beim Wahrscheinlichkeitsurteil einseitig betont haben, hier dürfte es unbewertet sein. Nach Prüfung der eigenen sinnlichen Haltung kann es, wie R. meint, nur mehr ein einziges Wahrscheinlichkeitsurteil in einer Frage für dieses Subjekt geben — das wohl noch mehrere fremde Wahrscheinlichkeitsurteile feststellen kann. Porro, sicut non potest sensibilis potentia simul in contraria inclinari, sic non possunt simul haberi contrariae opiniones (61). Nam, si consideratur probabile ut apprehenditur a subiecto completo opinio-nis (quod cum ratione complectitur supplementum declinationis sensitivae), tunc eidem subiecto eodem tempore unum tantum ut probabile apparere potest (77 Anm. 1). Diese Theorie von der *einen* (subjektiven) Wahrscheinlichkeit entspricht nicht der Vielfalt der Erkenntnisquellen. Auch bei voller Unvoreingenommenheit können, vor allem bei positiven Bestimmungen, begründete Tatsachen, Dokumente usw. sich gegenüberstehen, so daß man, wie bei wissenschaftlichen Hypothesen, feststellen muß, daß unter verschiedener Rücksicht mehrere Anschauungen ihre Wahrscheinlichkeit besitzen, mag diese gleichen oder abgestuften Grades sein. Dies gilt erst recht, etwa bei der Zinstheorie, angesichts des Dynamischen — hier der wirtschaftlichen Bedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten. Der Probabilismus ist gerade durch die Anerkennung des Prinzips „In dubiis libertas“, d. h. durch seine Anerkennung der verschiedenen berechtigten Standpunkte (je nach ihrem Wahrheitsgehalt) in einer strittigen Frage das Prinzip des Fortschritts, wie Mausbach betonte. Jede Gradabstufung der Wahrscheinlichkeit kann auch *qualitativ* begründet sein (zu 77 Anm. 1). — Zu S. 79: Frins wollte nur sagen, der Probabilismus stelle nicht wahllos das minder Wahrscheinliche als das einzige *Empfehlenswerte* hin — so wenig wie das mehr Wahrscheinliche. Gemmel.

King-Sien-Joei, J., *Das Verhältnis von positivem Recht und Naturrecht.* kl. 8<sup>o</sup> (35 S.) Frankfurt 1936, Ullmann. — Die Vernunft formt aus den gefühlsbetonten Seinsvorstellungen kraft ihrer auf die bewegte Ganzheit gehenden Intuition die Idee. Auf dem Rechtsgebiet ist demnach die Rechtsidee das Werk der Vernunft, nicht aber der Gemeinschaft oder gar des Rechtszwanges, die beide, an sich bloße Tatsachen, nichts erklären können. Die Vernunft schöpft beim positiven Recht, ihrem Werk, aus der gesamten Kultur, die ebenfalls ihre Schöpfung ist. Diese Ursprungseinheit in der Vernunft hebt im ‚Kulturrecht‘ den Gegensatz zwischen positivem Recht und einem „Naturrecht“ mit starrem Inhalt auf. — Die Arbeit sucht, wahrhaft philosophisch, zunächst eine

sichere erkenntnistheoretische Grundlage. Ob die europäische und chinesische Weisheit, die hier zusammenwirken, bereits zur Klarheit geführt haben? Die Kritik an den Lehren, die mit dem Wort ‚Gemeinschaft‘ alles erklärt zu haben glauben, ist zutreffend (22). Klarer könnte geschieden werden zwischen der Vernunft als psychischer Denktätigkeit und ihrem objektiven Inhalt. Im ersteren Sinne ist auch das bolschewistische Gesetz ‚Vernunftrecht‘. Wenn dem ‚Naturrecht‘ Norminhalt abgesprochen wird, woher soll dann das ‚Kulturrecht‘ solchen erhalten? Oder bleibt es inhaltlos und hinterläßt den Positivismus? Auf den wesentlichen Unterschied zwischen dem revolutionären Naturzustandsrecht und dem scholastischen Naturrecht, das mit dem positiven Recht eine wahre Einheit bildet, müßte hingewiesen werden. Gemmel.

Arnold, Fr. X., Zur Frage des Naturrechts bei Martin Luther. Ein Beitrag zum Problem der natürlichen Theologie auf reformatorischer Grundlage. 8<sup>o</sup> (VIII u. 133 S.) München 1937. Hueber. M 6.80. — Die Bestrebungen evangelischer Theologen, von Luther selbst her eine positivere Einstellung zur Vernunft und zur Natur, damit zum Naturrecht und zur natürlichen Theologie zu gewinnen, werden durch die gründlichen Ausführungen A.s, des bewährten Kenners der Kontroversliteratur, als vollkommen begründet erwiesen. Holl's einseitig supranaturalistische Lutherdeutung erscheint damit überholt. Luther beläßt der Vernunft die Kraft einer natürlichen Gotteserkenntnis sowie dem Willen eine echte Wahlfreiheit in natürlichen Dingen. Die biblische Ordnung hebt die Schöpfungsordnung, damit auch Naturrecht, Staat, Gesetz nicht auf. Zahlreiche Belegstellen sind mit Angabe und Ausdeutung der Chronologie im Urtext wiedergegeben. A. muß freilich darauf hinweisen, daß die Unausgeglichenheit des extremen Dualismus zwischen dem Übernatürlichen und dem Natürlichen bei Luther sowie seine voluntaristische Auffassung der Schöpfergebote die spätere Gefährdung des echten Naturrechtsdenkens anbahnten (129). — Die verdienstvolle Arbeit zeigt, wie ein seiner Ursprünge sich besinnender Protestantismus dem katholischen Gedankengut sich nähern müßte. Es bleibt freilich, wie A. andeutet, die Frage, ob man bei Luther überhaupt von einem logischen System, also auch Rechtssystem, sprechen kann, ob nicht manche Äußerungen Notbehelfkorrekturen waren angesichts der Folgeerscheinungen mancher Lehren z. B. der überspitzten Lehre von der evangelischen Freiheit von allem Gesetze. — Zu 102 Ende: Luther hat wohl eine ähnliche Auffassung von der Doppelehe vertreten, vgl. 55 Anm. 2. — Zu 103: Mit dem hl. Thomas unterscheidet die Scholastik im 16. Jahrh. oft zwischen der Sittlichkeit und ihrem Teilobjekt, dem Rechte; vgl. Suarez, De leg. II c. 2 c. 7. — Zu 104: Hier handelt es sich um Ulpian's, nicht des Aristoteles Gerechtigkeitsdefinition. Der Text 105 Anm. 3 erinnert, wie viele ähnliche, an die schon bei Aristoteles auftretende Auffassung vom Richter als dem *ius animatum*; vgl. S. theol. 1, 2 q. 95 a. 1. — Zu der Lehre vom Naturrecht in weiterem Sinne und dem *ius gentium* 110 u. 128 könnte man auf S. theol. 2, 2 q. 57 a. 3 verweisen. Gemmel.

Pieper, J., Traktat über die Klugheit. 8<sup>o</sup> (98 S.) Leipzig 1937, Hegner. Geb. M 2.50. — Wie P. schon früher in seinen vielgerühmten Büchlein „Vom Sinn der Tapferkeit“ und „Über die Hoffnung“ bedeutsame Teile der klassischen thomistischen Tugendlehre für die Gegenwart wieder lebendig gemacht hat, so schenkt

er uns jetzt ein Büchlein über die selbst in den Werken der Ethik und Moraltheologie oft beinahe vergessene Tugend der Klugheit. In sprachlich meisterhafter Form werden die fein abgewogenen Gedanken des hl. Thomas über die Klugheit, die das Handeln nach den Anforderungen der jeweiligen Wirklichkeit ausrichtet, dargelegt und in ihrer Gegenwartsbedeutung beleuchtet. Die Betonung der Klugheit als des Formgrundes der sittlichen Tugenden ist bei Thomas der Grund für die männliche Art seiner Moral, die auf selbständige Gewissensbildung drängt. Selbstverständlich kann und soll die Kasuistik diese Aufgabe der Klugheit nicht entbehrlich machen; über ihre positive Bedeutung, die bei P. zu sehr zurücktritt, vgl. *M. Pribilla* in *StimmZeit* 103 (1937/38) 205—216. de Vries.

*Wundt, M.*, Die Ehre als Quelle des sittlichen Lebens in Volk und Staat (Fr. Manns Pädag. Magazin 1172). 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (52 S.) Langensalza 1937, Beyer. *M* 1.20. — W. unterscheidet persönliche und soziale Komponenten in der Ehre, betont die Verschiedenheit von Mann und Frau in ihren Haupttugenden Tapferkeit und Keuschheit, unterstellt aber auch die menschliche Ehre der letzten Bestimmung des Geschöpfes, das Reich Gottes zu verwirklichen. Die Stellungnahme zu Duell und Ehescheidung kann trotz prinzipieller Ablehnung doch nicht befriedigen. Schuster.

*Wieacker, Fr.*, Societas. Hausgemeinschaft und Erwerbsgesellschaft. Untersuchungen zur Geschichte des römischen Gesellschaftsrechts. I. 8<sup>o</sup> (354 S.) Weimar 1936, Böhlau. *M* 18.—. — Mit Benützung des neuen Fundes zu Gaius, Inst. 3, 154, sucht W., von den Digesten aus über Gaius, Sabinus, Mucius zurückgehend, die zivilrechtliche Urform des altrömischen consortium der *ercto non cito*-Hausgemeinschaft und der dieser nachgebildeten ‚Wahlbrüderschaft‘ wiederherzustellen. Es zeigen sich Verbindungslinien mit der germanischen Blutsbrüderschaft und ähnlichen orientalischen Verbänden. Die rechtsgeschichtliche Arbeit ist auch methodisch für das Verständnis des *CorpICiv* wertvoll. Ein 2. Bd. wird die Rechtsentwicklung der *societas* in der klassischen Zeit darstellen. — Die gründliche Untersuchung ist auch von allgemeinerer Bedeutung, z. B. für die Fragen um das Verhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft, für das Verständnis der urchristlichen *collegia* und der Ordensverbrüderungen. Wenn Gellius, Noct. Att. 1, 9, von der altrömischen Wahlbrüderschaft wie von den Pythagoräern sagt: *Quod quisque familiae, pecuniae habebat, in medium dabat et coibatur societas inseparabilis*, wird die Ähnlichkeit der Sprechweise mit Act 2, 44; 4, 32 ff. auffallen; die ‚Lüge‘ des Ananias und der Saphira wider den hl. Geist könnte auf den bei orientalischen Verbrüderungen gebräuchlichen Eid schließen lassen. Nach Rom 8, 17 sind die Christen als Brüder Christi sogar in echte Hausgemeinschaft mit ihm aufgenommen. Die Ausdrücke *consors, consortium* im NT (2 Petr. 1, 4 *κοινωνοί*) und in der Liturgie können im Lichte der neuen Gaiusstelle einen tieferen Klang erhalten (vgl. ähnliche Texte im Thesaurus, „consors“, „consortium“). — Wenn W. betont (208), in der römischen *societas* habe trotz fremder Einflüsse das alte consortium lange nachgewirkt, so bestätigt dies der Hinweis L. Wenger's (Acta Congr. iurid. internat. I, Rom 1935, 201 ff.) auf I. 1 C 7, 7, wo Iustinian, den klassischen Juristen entgegen, die humane Sklavenbefreiung des altrömischen consortium wiederherstellte. — Zu 175: Nach Gaius ist wegen der *naturalis ratio* das *ius gentium* naturrechtlich zu verstehen; vgl. Inst. 1, 1, wo er es als seine Auf-

gabe bezeichnet, im römischen Rechte das allen Völkern gemeinsame Naturrechtliche und das (positiv-rechtliche) Eigene zu scheiden. Nach ihm ist aber auch die Hausgemeinschaft wie die Wahlbrüderschaft naturrechtlich, doch *zugleich* legitima, dem Gesetzeschutz unterstellt, „juristische Person“. — Zu 186: Mit Recht sagt W., *ciere* sei nicht ‚teilen‘. Es bezeichnet den Aufruf zur Teilung; vgl. Cicero; De orat. 1, 237: Qui quibus verbis herctum *ciere* oporteat, nesciat. Durch diesen Aufruf entsteht nun schon das *erctum citum*, das in Bewegung gesetzte Gemeinschaftsgut, so daß (zu 186) die Stelle bei Festus (Lindsay 72, 20) einen richtigen Sinn hat: *erctum citum entsteht* (*fit*, nicht: *est*) durch den Teilungsauf-ruf unter solchen, die bereits vorher *consortes* waren, damals aber *ercto non cito* (*manente*, Abl. abs.). Wie verhalten sich nun *erctum ciere* und die *actio familiae erciscundae*? In letzterer *actio* bedeutet *familia* das Land-Erbe, *fundus hereditarius* gegenüber dem *fundus non hereditarius* der *actio communi dividundo* oder gegenüber der Sklavenbefreiung (*vindicta*) oder gegenüber den nach 1. 2 § 5, D 10, 2 einen anderen Rechtsgang fordernden *nomina*. Die hier gemeinte *familia* wird deshalb auch *patrimonium* (Gaius, Inst. 2, 102) und diese *actio* auch *de hereditate erciscunda* genannt, Gaius, Inst. 2, 219; Leo I. (PL 56, 508 A). Diese *familia* deckt sich also sachlich mit *erctum*, so daß *erctum ciere* und die *actio familiae erciscundae* ihrem Ziele nach gleichbedeutend sind, mag letztere *actio* auch die jüngere, beweglichere Form des Rechtsgangs darstellen. Gemmel.

Kaulla, R., Staat, Stände und der gerechte Preis. gr. 8<sup>o</sup> (161 S.) Wien 1936, Springer. M 9.—. — Lange Zeit war unter der Vorherrschaft der „wertfreien“ Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie das Problem des „gerechten“ Preises verpönt. Heute taucht es auch in der Theorie wieder auf. K.s streng empirische Untersuchungsweise bestätigt wieder einmal den Standpunkt der auf scholastischem Boden arbeitenden Nationalökonomien, daß die Sollenfrage des gerechten Preises die Seinsfrage wirtschaftlicher Tatbestände und Zusammenhänge nicht nur nicht ausschließt, sondern innerlich mit ihr verknüpft ist. Der tiefere Grund hierfür liegt in der gesellschaftlichen Einbettung alles Wirtschaftens, die in gleicher Weise etwas Faktisches und etwas Normatives ist. Diese Einbettung war, wie K. in einem kurzen, aber das Wesentliche heraushebenden geschichtlichen Überblick zeigt, dem Altertum ebenso selbstverständlich wie dem Mittelalter. Erst die sogenannte klassische Sozialökonomik seit A. Smith und D. Ricardo klammerte das Gesellschaftliche und damit das Objektive in den Personenzusammenhängen der wirtschaftenden Menschen aus und verstand unter „Theorie“ eine mit naturwissenschaftlicher Methodik verfahrende Kausalerklärung der einzelnen Tauschvorgänge und ihrer Zusammenhänge im sogenannten Markt, der jeder qualitativen Bestimmtheit entbehrte, für die Theorie unbegrenzt ausdehnbar war und lediglich durch die mehr postulierte als begründete Tendenz auf ein rein mechanisches, rein quantitativ gedachtes Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage eine bloß äußere Einheit erhielt. In weiteren Kapiteln bespricht dann Verf. das Wie der Einflußnahme gesellschaftlicher Faktoren, vor allem des Staates und der Berufsstände, auf die Preisbildung, indem er mehr induktiv als deduktiv von einer Unter- und Obergrenze der Wertgestaltung ausgeht und meisterhaft mit wenigen Strichen ein Bild der weitverzweigten Zusammenhänge gibt. Die gedan-

kenreiche Studie läßt allerdings auch erkennen, daß, um Letztes zum Thema zu sagen, die induktive Methode durch die deduktive ergänzt werden muß, d. h. die Frage des ökonomischen Wertes in seiner gesellschaftlichen Einbettung läßt sich ohne gesellschafts- und wirtschaftsphilosophische Erwägungen nicht lösen, die übrigens auch in der betont metaphysikfreien, positivistischen „klassischen“ Theorie lediglich im Hintergrund versteckt, aber keineswegs ausgeschaltet werden konnten. Ohne ein klares Bekenntnis zur *teleologischen* Grundstruktur aller Wirtschaftsvorgänge ist in der Wertfrage nicht auszukommen. Die Wert- und Preisbildung ist eben nicht nur in ihrer „Geburtsstunde“ (56), sondern *immer* ein konkret-individuelles *Faktum* — nicht positivistisch zu nehmen! —, das als solches innerlich der völligen Auflösung in Gesetzeszusammenhänge nach Art der „Klassiker“ widerstrebt, ohne freilich ebenso innerlich der Einfügung in sinnvolle Strukturzusammenhänge, in gesetzmäßige Zuordnungen entbehren zu können. Beide, Tatsetzung und Einfügung in gesetzmäßige Zusammenhänge, stehen an der Wiege der Wert- und Preisbildung und begleiten sie. Dies gibt der gesellschaftlichen Einflußnahme, die Tatsetzung ist, das innere Recht, aber auch die innerliche Beschränkung. Fügen wir noch hinzu, daß der Faktor der Tatsetzung sich auf wirtschaftende Individuen (Gruppen) und gesellschaftliche Ordnungsorgane verteilt, wobei der Akzent grundsätzlich auf den *ersten* ruht. So war es auch im Mittelalter, wo die gesellschaftliche Ordnung als solche nicht *nahrungschaffend* war, sondern *nahrungssichernd*. Die Akzentverlagerung im späteren Verlauf bedeutete den Verfall, die Zerstörung der gesellschaftlichen *Seins* Grundlage der Preisgerechtigkeit, somit der Gerechtigkeit selbst. Gundlach.

Hermann, F. Lohnproblem und Wirtschaftsethik. Die Beziehungen zwischen „moderner Theorie“ und katholischer Wirtschaftsethik, dargestellt am Lohnproblem. gr. 8<sup>o</sup> (X u. 176 S.) Freiburg 1937, Herder. M 6.—. — Die Wichtigkeit des methodischen Zieles H.s, besonders angesichts des entscheidenden Lohnproblems, wird zum Dank für seine ernste Bemühung verpflichtet. Besonders wertvoll sind seine Ausführungen über die — aktiven und passiven — Marktbeeinflussungen. H. will der Ethik als Rüstzeug die „moderne Wirtschaftstheorie“, d. i. das den ökonomischen Nachkriegssystemen gemeinsame Grundsätzliche, darbieten; diese Theorie deckt sich für ihn ungefähr mit jener der „österreichischen Schule“. Eine solche einheitliche Theorie wurde für ihn nur dadurch möglich — und wohl auch dadurch kaum —, daß er das „Wirtschaftliche“ vom Sittlichen (und Religiösen) losgelöst dachte. Nun läßt sich aber das Wirtschaftliche, wenn wir die naturgegebenen Voraussetzungen und Gesetzlichkeiten nicht allein ins Auge fassen, sondern das gesamte wirtschaftliche Handeln, auch gedanklich nicht vom Sittlichen trennen, so wenig wie etwa Politik oder Kunst. H. sagt selbst: „Diese dreifache Seite alles wirtschaftlichen Handelns — die ökonomische, die soziale und die sittliche Seite — muß gesehen werden“ (131). So wird etwa der Familienlohn auch eine wahre wirtschaftliche Forderung sein (zu 147), wie denn Pesch das Kulturminimum der Familie bereits aus dem recht verstandenen Lohn-Äquivalenzprinzip als Pflicht ableitet. Man wird deshalb auch nicht einfachhin, wie H. es öfter tut, der Wirtschaft die kausale Methode, entgegen der teleologischen, zuweisen, zumal er selbst den Bestand der Wirtschaft, also ein *Telos*, als wirtschaftliche Forderung aufstellt. Dieses Beispiel er-

hell die Bedeutung des Sozialen auch für die Wirtschaft. Darum mußte Pesch — auch, nicht allein — von der *Gesellschaft* ausgehen (zu 155), zumal er (in seinem Lehrbuch) nicht eine ‚Wirtschafts‘-Theorie schlechthin, sondern eine *Volkswirtschaftslehre*, eine *Nationalökonomie* bot. Dabei war seine Methode nach langen Fachstudien *wissenschaftlich*, nicht ‚theologisch‘. Wenn ein Theologe eine Mathematik oder eine *Moralphilosophie* schreibt, ist seine Methode deshalb nicht ‚theologisch‘. Gewiß bleibt für ihn wie für den katholischen Laien die Offenbarung indirekt Norm. Etwas anderes ist die theologische Wirtschaftsmoral. Diese Unterschiede zwischen Wirtschaftswissenschaft, philosophischer Wirtschaftsethik, theologischer Wirtschaftsmoral wären in einem methodologischen Werke schärfer herauszuarbeiten. Es gab Zeiten, in denen man bei Pesch die ‚übernatürliche‘ Methode vermißte. Beiden — sich ausschließenden — Urteilen scheint eine nähere Kenntnis der Aufgabe und Leistung Pesch.s — die gewiß weiteren Fortschritt erfordert — abzugehen. Pesch lehnte übrigens nicht, wie H. meint, die Grenznutzentheorie ab, nur ihre Einseitigkeit (z. B. Lehrbuch V [1923] 608). Wenn H. mehr Kasuistik von der theologischen Wirtschaftsmoral fordert, so hat er selbst angesichts z. B. der zahlreichen Lohnvoraussetzungen auf die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit letzter Einzelanweisungen hingewiesen, so daß auch seine verdienstvolle Einzellösung des Lohnproblems über das Grundsätzliche nicht hinausgehen konnte. Gemmel.

*Semaines sociales de France*. Versailles, XXVIII<sup>e</sup> session 1936, Les conflits de civilisations. Compte rendu in extenso des Cours et Conférences. gr. 8<sup>o</sup> (544 S.) Paris 1936, Gabalda. Fr 30.—. — Die Bedeutung der Sozialen Wochen der Katholiken Frankreichs geht schon äußerlich aus dem Papstelegramm und dem Briefe des Kardinalstaatssekretärs hervor, die den Bericht einleiten. Er wird abgeschlossen durch Schreiben von der Zentrale des Völkerbundes und vom Internationalen Arbeitsamt. Die 25 Arbeiten gelten dem Schicksal der Zivilisationen, der Kulturkrise. Der Begriff der Zivilisation und Kultur, der Unterschied der Zivilisationen sowie Möglichkeit und Ziel ihrer gegenseitigen Beziehungen, damit der kolonialen und Missionstätigkeit werden untersucht. Im einzelnen kommen u. a. zur Darstellung die Kulturen des fernen Ostens, die israelitische (Bonsirven), die muhammedanische, die kommunistische. Vorab werden die Eigenart und die gegenwärtigen Gefahren der abendländischen Kultur geschildert. Stets stellen sich die Redner die entscheidende Frage: Was muß die Kirche tun, um ihrem hohen, zugleich nationalen und menschheitlichen Beruf zu entsprechen? Es seien u. a. genannt: Bischof d'Herbigny, der Führer der Katholischen Aktion Frankreichs Eugène Duthoit, Maritain, Yves de la Brière, Delos. Gemmel.

Glunzler, W., Vorlesung über Volk und Staat. gr. 8<sup>o</sup> (166 S.) München u. Leipzig 1937, Voglrieder. Geb. M 10.—. — Das Buch dient der vorgeschriebenen Vorlesung ‚Volk und Staat‘, die an die Stelle des Teiles ‚Politik‘ der allgemeinen Staatslehre trat. Nach methodischer und geschichtlicher Einleitung wird zunächst in der Naturlehre des Staates der Staat als Organismus geschildert, der über Organisation oder Apparatur hinausgehe. „Das Wesen des Staates ist Arbeit eines Volkes, die in Raum und Zeit unter einer Leitordnung geleistet wird“ (64). Die Unterschiede zwischen Volk, Nation, Rasse, Bewegung, Parteien (135 ff.), Staat werden herausgestellt. Entstehung des Staates, Umsturz, Staatenverbin-

dungen sowie die innerstaatlichen Gliederungen werden besprochen; doch wird das Problem des Ständestaates kaum berührt (136). Das Ziel des Staates wird nach dem ‚pragmatisch-energetischen‘ Kriterium der Staatsnotwendigkeit für das Volksleben bestimmt, nicht aber im Sinne einer oberflächlichen Staatsraison, sondern in Angleichung aller Politik an die Ewigkeitswerte der Sittlichkeit und Religion: 103, 130 (dort, Mitte, muß es heißen: *De regimine principum*). — Der Naturlehre des Staates folgt die Rechtslehre, die über die Leitordnung des Staates, seine Verfassung, die Funktionen der Staatsgewalt handelt — wobei auf die Einzelheiten des Verwaltungsrechts, der Justiz und des Völkerrechts nicht eingegangen wird. Unter Ablehnung des Gesetzesstaates, aber auch einer mißdeuteten Staatstotalität sowie des einseitigen Freund-Feindverhältnisses wird ein wahrer Rechtsstaat gefordert, der freilich Macht einschließt (84; Z. 15 v. u. muß es heißen: *Machtstaates*); der Staat ist juristische Person mit Rechten und Pflichten (52). — Den Abschluß bildet die staatliche Handlungslehre, die ‚Politik‘. Zur Kirchenpolitik wird vorbildlich gesagt: „Der Staat ist ein Werkzeug Gottes, aber die Kirche mehr als ein bloßes Werkzeug des Staates ... Religion ist auch nicht nur Privatsache“ (123). — Das Werk G.s, des Herausgebers der Sammlung ‚Leitfaden der Rechtslehre‘, ist wegen der Darbietung der Literatur bis Mitte 1936 und der Berücksichtigung der letzten Geschehnisse, wie der Volksfrontenbewegung und des Abessinienfalles, eine Einführung in die theoretische und praktische politische Gegenwartsfrage. Freilich führte die weitgehende Berücksichtigung so vieler, oft gegensätzlicher Systeme zur Schwächung des pädagogischen und auch systematischen Wertes, die nur durch streng einheitliche Durcharbeitung gehoben werden könnte. Letztere war für G. umso schwieriger, als er in dieser Grundlegung einer Staatslehre die eigentliche Rechts- und Staatsphilosophie ausscheiden mußte (69, 126). Ist das einem Ordnungsaufbau förderlich? Aber manche Folgewidrigkeit wundert uns dann weniger. Das Naturrecht (das kaum verständlich erscheint) wird als zu abstrakt abgelehnt; freilich ist nicht recht sichtbar, warum demgegenüber die Frage: „Wozu braucht das Volk den Staat?“ (79) ‚konkret‘ genannt werden soll. Leider ist eine logische Klarheit auch in der wichtigen Frage Privat- und Staatsmoral (150) nicht erreicht. Der Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht wird als überholt erklärt (14); doch wird private Religionsfreiheit betont — also Privatrecht auf dem auch wohl nach G. wichtigsten Gebiete. Übrigens spricht er auch von Körperschaften ‚öffentlichen Rechts‘ (77), von Sonderbelangen (82) und zu wahren konkreten Ordnungen der einzelnen (58, 94); er sagt sogar: „Menschenrecht bricht Staatsrecht“ (150). — Bei der Kennzeichnung der Staatslehre Augustins (24) hätte auch die gute Unterscheidung zwischen Idee und Wirklichkeit (53) verwandt werden können. Nach Augustinus ist der vor Gott geordnete Staat eine *civitas Dei*. Gemmel.

Krupa, H., Carl Schmitts Theorie des „Politischen“. Mit einem Verzeichnis der Schriften Carl Schmitts (Studien u. Bibliogr. z. Gegenwartsphil. 22). gr. 8° (VIII u. 47 S.) Leipzig 1937, Hirzel. M 2.10. — In allen Wandlungen blieb Schmitts Anliegen die Überwindung des Rechtspositivismus. Zunächst wies er auf die übergeordnete Norm der Sittlichkeit und des Naturrechts hin. Später stellte er der rein positiven Rechtsnorm die selbstherrliche

staatliche Willens- und Machtentscheidung gegenüber; diese drückt, vorab im Kriege, am schärfsten das Wesen des Politischen, das Freund-Feind-Verhältnis aus. In den letzten Jahren wendet Schmitt weniger dem Gewaltausnahmезustand als dem Normalzustand des Staates seine Aufmerksamkeit zu. Dieser Zustand findet in der konkreten Ordnung seinen Ausdruck, die wohl auch auf Machtentscheidung des Staates beruht, aber doch zugleich Ausfluß der organischen Institutionen, wie des Volkes und der Bewegung, ist. Alle diese Auffassungen des fast nur kämpferischen, sehr einflußreichen Juristen leiden nach K. an den Fehlern des bekämpften Gegners. Schmitts Denken ist ein Teildenken, kein Ganzheitsdenken. Das Freund-Feind-Verhältnis ist nur eine Seite des Politischen, und zwar in dessen Ausnahmезustand. Schmitts Dezisionismus ist in der Wirkung dem der höheren Norm baren Rechtspositivismus gleich. — Die Arbeit K.s sucht in dem nicht einheitlichen Schrifttum Schmitts logische Ordnung und Entwicklung im Begriff des Politischen aufzuzeigen. Die im allgemeinen ablehnende Kritik bleibt sachlich und vornehm. Vielleicht ist die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks ‚Norm‘, auf die K. selbst hinweist, bei der Kritik nicht genügend beachtet worden. Nannte Schmitt zunächst die Sittlichkeit und das Naturrecht Norm (ähnlich Recht), später, dem vorherrschenden Sprachgebrauch der Juristen folgend, fast nur das positive Gesetz Norm (Recht), so sollte doch letzteres die höhere Norm nicht außer Kraft setzen. Innerhalb der höheren Norm bleibt dem Staate für seine selbtherrliche, schnelle, kraftvolle Entscheidung ein weiter Spielraum. Dieses wichtige Staatsvorrecht wollte Schmitt gegenüber der schwachen Exekutive herausstellen. Wenn K. mit Recht betont, auch im Ausnahmезustand gelte die höhere Norm, so wird auch Schmitt dies nicht leugnen, der wohl im Ausnahmезustand die positive Rechtsnorm zurücktreten läßt zugunsten der Entscheidung nach höherer Norm. Es ist freilich zuzugeben, daß Schmitts mehr kämpferische als aufbauende Darstellungsart, die dem Bedeutungswandel der Worte folgt, leicht Mißverständnissen unterliegt. Die Schilderung des starken Einflusses der Donoso Cortes auf Schmitt hätte zum Verständnis beigetragen. Gemmel.

Mauriac, F., Ducatillon, P., O. P., Berdiaeff, N., Marc, A., Rougemont, D., Daniel-Rops, Le Communisme et les Chrétiens (Collection „Présences“). 16<sup>o</sup> (VIII u. 266 S.) Paris 1937, Plon. Fr 15.— Die Mitarbeiter der verdienstvollen Arbeit — darunter die Nichtkatholiken Berdiaeff und de Rougemont — bestreben sich, in wissenschaftlicher Objektivität Lehre, Taktik und Tat des Bolschewismus aufzuzeigen, zugleich aber auch auf den zweiten oder Hauptangeklagten hinzuweisen, den seines Namens unwerten Christen. Damit man den wertvollen Ausführungen umso mehr weiteste Verbreitung wünschen kann, seien hier der gerade in dieser Frage notwendigen eindeutigen Klarheit halber einige Ergänzungen angeregt. Da nach der kirchlichen Lehre das Privateigentum Naturrecht ist und der Kommunismus verworfen wurde, kann man nicht ohne Unterscheidung vom Kommunismus der Ordensleute sprechen, ohne die Begriffe zu verwirren (112 235). Die Orden sind kein Staat, setzen vielmehr logisch eine staatliche Gesellschaft mit Ehe und Privateigentum voraus. Ebenso wenig kann man der Urkirche Kommunismus im Sinne des Buches zuschreiben (235). Es genügt nicht, zu sagen, die Kirche lehne den Kommunismus als *allgemeine*

*Regel* ab (115) oder sie bekämpfe ihn, weil sie nicht sicher wisse, ob in ihm die irdischen Güter *besser* ihre Bestimmung erreichten (117). Es ist nicht zutreffend, daß der Kommunismus begrenztes Privateigentum an Produktionsmitteln dulde; seine Doktrin verlangt Sozialisierung *allen* Bodens und *aller* Produktionsmittel. Auch Art. 7 der neuen russischen Verfassung gewährt kein Privateigentum. Vgl. die folgende Besprechung.

Gemmel.

Warschavsky, S. L., *La nouvelle constitution soviétique* (son contenu, ses motifs et son vrai sens). Traduction du russe. Préface de G. Gautherot. gr. 8<sup>o</sup> (38 S.) Paris 1936, Spes. Fr 3.50. — Der russische Emigrant W. bietet eine bis ins einzelne sachlich belegte, inhaltreiche Erklärung zu dem im Juni 1936 veröffentlichten russischen Verfassungsentwurf. Dieser wurde außer unwesentlichen Kleinigkeiten am 5. 12. 1936 angenommen, wie Butler im Vorwort zur englischen Übersetzung des endgültigen Verfassungstextes ausführt (International Conciliation, Febr. 1937, 133), so daß W.s Erklärung in Kraft bleibt. W. beweist, daß in der Bezeichnung „Vereinigung der sozialistischen Sowjetrepubliken“ eigentlich kein Wort zutrifft. Es handelt sich in Rußland nicht um einen Bund selbständiger Republiken, sondern um einen einzigen, und zwar totalitären Staat, in dem die Volksräte tatsächlich nichts zu sagen haben, da die kommunistische Partei diktatorisch regiert und die Arbeiterschaft staatskapitalistisch ausbeutet. Es wird gezeigt, daß auch in Art. 7 von wirklichem Privateigentum keine Rede ist. In allem erscheint die Darstellung W.s kenntnisreicher und wirklichkeitsnäher als etwa Alexejev's Ausführungen zum Verfassungsentwurf: Orient und Occident, Okt. 1936, 42 ff. Die Schrift wird bei der Auswertung der Enzyklika Divini Redemptoris „De communismo atheo“ (AAS 29 [1937] 65 ff.) vorzügliche Dienste leisten.

Gemmel.

### Verzeichnis der Verfasser besprochener Arbeiten:

|                                 |   |                                  |                                    |
|---------------------------------|---|----------------------------------|------------------------------------|
| Acta secundi congr.<br>thom. 97 | Glungler W. 157                               | Le Moine A. 121                  | Quint J. 134                       |
| Amorós L. 136                   | Gredt J. 117                                  | Liebert A. 140                   | Robert P. 130                      |
| Aristoteles 120                 | Haering Th. 122                               | Malebranche 121                  | de Rougemont D. 159                |
| Arnold Fr. X. 153               | Hauer E. 98                                   | Mall G. 150                      | Rousselot P. 152                   |
| Augustin G. 123                 | Henquinet F. M. 129                           | Marc A. 159                      | Rozumek A. 135                     |
| Badareu D. 102                  | Hermann F. 156                                | Margenberg E. 124                | Salman D. 129                      |
| Bange W. 134                    | Hermann G. 109                                | Mauriac F. 159                   | Sawicki Fr. 118                    |
| Berdiaeff N. 159                | Hoffmeister J. 123                            | May Ed. 109                      | Schmid W. 119                      |
| Bocheński Fr. J. M. 119         | Hogger J. 116                                 | Meili R. 148                     | Schmidt P. H. 146                  |
| Boldt K. 140                    | Jacob H. 108                                  | Mesnard P. 151                   | Schmitt Fr. Sal. 103               |
| Bornkamm H. 135                 | Jacques J. 138                                | Messauts J. 138                  | Seeborg E. 134                     |
| Buchmann K. 119                 | Jochem O. 120                                 | Meurers J. 146                   | Semaines sociales de<br>France 157 |
| de J. Chauvet F. 149            | Johannes Canon 133                            | Mie G. 145                       | Seltz J. 136                       |
| Chenu M. D. 124                 | Jung G. 98                                    | Mignon A. 145                    | Siegmund G. 142                    |
| Cherniss H. 101                 | Kaulla R. 155                                 | Mook W. 110                      | Spann O. 144                       |
| Crathorn O. P. 133              | DasKausalproblem 118                          | Moore Ph. S. 127                 | Struck W. 121                      |
| Daniel-Rops 159                 | King-Sien-Joei J. 152                         | Motte A. R. 142                  | Thomas von Aquin 131               |
| Dempf A. 135                    | Koch J. 134                                   | Nadler K. 124                    | Tricot J. 120                      |
| Destrez J. 105                  | Köhler R. 143                                 | Olgiati Fr. 139                  | Veuthey L. 139                     |
| Donat J. 138 143 147            | Köppen W. 144                                 | Orestano Fr. 139                 | Vicaire P. H. 128                  |
| Ducatillon O. P. 159            | 15. Kongreß d. deutsch.<br>Ges. f. Psych. 147 | Ottaviano C. 141                 | Vierkandt A. 115                   |
| Dyckmans W. 114                 | 2. int. Kongreß f. Ein-<br>heit d. Wiss. 118  | Peters B. 134                    | Vogel Th. 109                      |
| Eckhart 134                     | Korff E. 150                                  | Philosophenlexikon 98            | Walz A. 132                        |
| Fichte J. G. 108                | Kraus J. 133                                  | Philosophie et Sciences<br>117   | Warschavski S. L. 160              |
| Frodl F. 112                    | Kraus J. 133                                  | Picard G. 138                    | Wein H. 141                        |
| Gebauer W. 131                  | Krueger F. 148                                | Pieper J. 153                    | Wieacker Fr. 154                   |
| Geyer B. 134                    | Krupa H. 158                                  | Pirota A. 131                    | Wundt M. 154                       |
| Glahn A. F. 151                 | Landgraf A. 126f.                             | Vom inwendigen Reich-<br>tum 135 | Wust P. 142                        |
| Glorieux P. 132                 | Lehmann P. 125                                |                                  | Ziegenfuss W. 98                   |